



Carl Heinrich Alexander Pagenstecher. 1817.
(18 Jahre alt.)

Originalzeichnung im Besitze des Herausgebers.

Voigtländers Quellenbücher
Band 56

Als Student und Burschenschaftler in Heidelberg von 1816 bis 1819

Erster Teil

der Lebenserinnerungen von
Dr. med. C. H. Alexander Pagenstecher

Herausgegeben von Alexander Pagenstecher

Mit einem Bildnis





R. Voigtländers Verlag in Leipzig

Altenburg
Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. 2070.

Meiner Mutter

Vorwort des Herausgebers.

In den folgenden Blättern werden die politischen Erinnerungen meines Großvaters, des praktischen Arztes Dr. med. Carl Heinrich Alexander Pagenstecher, erstmalig weiteren Kreisen zugänglich gemacht. — Seine Lebensbeschreibung ist ursprünglich für die Kinder und Enkel bestimmt gewesen, aber sie bietet, neben fesselnder Schilderung persönlicher Erlebnisse, soviel für die Kenntnis und Beurteilung der Anschauungen und der Vorgänge der damaligen Zeit Wichtiges, daß die Veröffentlichung einzelner Perioden in geschichtlichem Interesse gerechtfertigt erscheint. Abgesehen davon, daß nur für die Familie wertvolle Ausführungen übergangen sind, ist an dem Wortlaut des Manuskripts nichts geändert; ich meine, daß nur so der frische Ton unmittelbaren Erlebens gewahrt werden konnte.

Braunschweig, im Mai 1913.

Dr. med. Alexander Pagenstecher.

Bemerkung zu der Veröffentlichung des ersten Bandes.

Der burschenschaftliche Teil des Manuskripts[1]) ist von Karl Waßmannsdorf für seine Arbeiten benutzt worden; die von ihm darüber erschienenen Publikationen lauten: „Burschenschaftliche Verhältnisse und Bestrebungen in Heidelberg 1816—1819" in:

1. Deutsche Turnzeitung, 1889, Heft 10 und 11;
2. Kartellturnzeitung, Jahrgang 7 (1890).

Die von mir für die Anmerkungen benutzten Werke sind:

Kußmaul, Jugenderinnerungen eines alten Arztes.
Schwalbe, Vorlesungen zur Geschichte der Medizin.

---

[1]) Ich verdanke diese Notiz einer gütigen Mitteilung von Prof. Haupt in Gießen.

Inhalt.

	Seite
Vorwort des Herausgebers	7
Inhalt	9
Kurzes Lebensbild des Verfassers vom Herausgeber	11

Als Student und Burschenschaftler in Heidelberg.

Erstes Kapitel: Von der Ankunft in Heidelberg bis zum Eintritt in die Burschenschaft 14

Ankunft in Heidelberg. — Sophie Dapping. — Erster Gang auf das Schloß. — Im Institut. — Die Fakultäten in Heidelberg. — Tiedemann. — Das Familienstipendium. — Conradi. — Schelver. — Persönlichkeit Schelvers. — Magnetismus. — System Schelvers. — Die Kommilitonen. — Einteilung der Heidelberger Studentenschaft. — Freundschaften. — Marx. — Pfeister. — Cleß. — Wächter. — Schultheiß. — Spätere Schicksale der Freunde. — Bildungsanfänge. — Das Dappingsche Institut.

Zweites Kapitel: Vom Eintritt in die Burschenschaft bis zum ersten Duell 36

Die Schwarzen. — Adolf Follen. — Mitglieder. — Follens Erscheinung. — Maler Fohr. — Das Hauptquartier. — Heinrich v. Gagern. — Wissenschaftliche Studien. — Mannheimer Antikensaal. — Liebesabenteuer. — Die deutsche Burschenschaft. — Korps gegen Burschenschaft. — Gründung der Burschenschaft. — Demagogen. — Aufgabe der Burschenschaft. — Dr. Karl Follen. — Karl Kahl. — Verwandte Tendenzen. — Hegel. Persönlichkeit. — Ende der Kindheit. — Krankheit des Vaters. — Rückblick. — Das erste Duell. — Der Karzer. — Bekenntnis an den Vater.

Drittes Kapitel: Das Wintersemester 1817/18. — Der Tod des Vaters im Juni 1818 64

Preisfrage. — Wissenschaftlicher Standpunkt. — Kollegbesuch. — Gesellige Unterhaltungen im Institut. — Uhland. — Heinrich Voß. — Heidelberger Geselligkeit. — Studentenfreuden. — Reitunterricht. — Graf Hompesch. — Der Odenwald.

Seite

— Inspektor Pagenstecher. — Henrici. — Zaubersegen. — Rodenfels. — Speyer. — Der Dom. — Frankenthal. — Das Hospital. — Burschikosität. — Frühling 1818. — Veränderte Lebensstellung. — Wiesbaden. — Tagung in Kronenberg. — Der Vater. — Studien. — Preisfrage. — Poesie. — Einfluß der Demagogie. — Der Tod des Vaters. — Reise nach Wiesbaden. — Aussichten. — Rückkehr nach Heidelberg.

Viertes Kapitel: Neue Erlebnisse und neue Freundschaften . 87

Der Gang nach Zwingenberg. — Die Burschenschaft. 1818. — Gegenströmung in der Burschenschaft. — Vollendung der Preisfrage. — Poesie und Liebe. — Die Werbung. — Marx. — Pläne. — Erklärung. — Die Trennung. — Besuch der Eltern Juliens. — Der Magnetismus in Heidelberg. — Vater Jung und die Burschenschaft. — Rückschläge. — Innerliches Verhältnis zu Julie. — Wilhelm Kekule. — Charakteristik des Vaters Kekule. — Geistesbildung Wilhelms Kekules.

Fünftes Kapitel: Klinische und wissenschaftliche Studien . 102

Die Heidelberger Klinik im Anfange des 19. Jahrhunderts. — Conradi. — Chelius. — Nägele. — Persönlichkeit. — Standpunkt. — Lehrmethode. — Übermütige Streiche. — Die goldene Medaille. — Gesellige Verhältnisse. — Vater Winter. — Uhland. — Gesellschaften. — Die Boisseréesche Sammlung.

Sechstes Kapitel: Die Ermordung Kotzebues und was darauf folgte 116

Die Ermordung Kotzebues. — Eindruck der Tat. — Franz Müller. — Marx's Taufe. — Das Staatsgefängnis. — Wissenschaftliche Arbeit. — Krings. — Harnier.

Siebentes Kapitel: Die letzte Zeit des Heidelberger Aufenthalts 127

Die Brüder Kekule. — Charakteristik. — Das letzte Duell. — Antiduelliga. — Verfolgung Sietzes. — Promotion. — Abschied von Heidelberg.

Achtes Kapitel: Ein politischer Spitzel in Karlsruhe. — Flucht nach Frankenthal. — Abreise nach Paris 135

Halt in Karlsruhe. — Unterredung mit Hennehofer. — Die Mainzer Untersuchungskommission. — Flucht nach Frankental. — Reise nach Paris.

Wort- und Sachregister 141

Dr. med. C. H. Alexander Pagenstecher.[1]
Ein kurzes Lebensbild.

Pagenstecher, einer deutschen Gelehrtenfamilie entstammend, deren ältestes nachgewiesenes Haupt Jochem um 1360 Bürgermeister in Warendorf war, wurde am 11. Juli 1799 als Sohn des Herborner Universitätsprofessors Ernst Pagenstecher geboren und verlebte seine Jugend in dem damals oranisch-nassauischen Städtchen Herborn. 1816 bis 1819 nahm er als Student der Medizin und Mitglied der damals als „Teutonen" bezeichneten burschenschaftlichen Verbindung am demagogischen Burschenschaftsleben Heidelbergs teil. Zur Fortbildung des jungen, 1819 zum Dr. med. promovierten Arztes trugen Reisen nach Paris, Rom und Neapel bei. 1821 finden wir ihn als Medizinalassistenten in Nassau, eine Tätigkeit, die bald für den vorwärtsstrebenden Arzt zu eng wurde. Eine Berufung nach Dorpat wurde abgelehnt, führte jedoch indirekt, nach Bestehen des preußischen Examens, zur Übersiedelung nach Elberfeld. Dort hat Pagenstecher ein Menschenalter als vielbegehrter, praktisch, aber auch wissenschaftlich tätiger Arzt gewirkt. Der Politik, die den Burschenschaftler in Heidelberg ins Gefängnis geführt hatte, blieb er seit dem Scheitern der von ihm nie voll geteilten Pläne der Demagogen fern, doch hoffte auch er, besonders nach einer persönlichen Begegnung mit König Friedrich Wilhelm IV., daß Preußen die deutsche Krone erwerben werde. Erst das Jahr 1848 veranlaßte ihn zu politischer Betätigung und führte ihn in das Frankfurter Vorparlament, den Fünfziger Ausschuß und als Abgeordneter für Elberfeld und Barmen ins erste

[1] Bei der Abfassung dieses Lebensabrisses wurde benutzt: Dr. Pagenstecher, Ein kurzes Lebensbild aus „Badische Biographien", Heidelberg 1875, von A. P. (Dr. Heinrich Alexander Pagenstecher).

deutsche Parlament. In seinen idealen Erwartungen getäuscht, trat er Ende 1848 von seiner politischen Tätigkeit zurück. Doch schon das nächste Jahr fand ihn wieder auf dem Plan, als in Elberfeld durch Landwehrleute, die nicht gegen ihre Brüder in Baden fechten wollten, die Revolution ausgebrochen war. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich Pagenstecher als geborener Diplomat, indem er einzelnen der Führer durch Darreichung der Reisegelder die Abreise ermöglichte und sie so von weiterer revolutionärer Tätigkeit abhielt, ferner die bestorganisierte Truppe Elberfelds, die Schützengilde, an einer Parteinahme gegen die Stadt hinderte und endlich mit W. Simons und Philippi in Berlin vermittelte.

1851 trat er noch einmal in Elberfeld bei der Leitung des Komitees für Schleswig-Holstein hervor. Dann verließ er Elberfeld, als es ihm möglich war, die ausgedehnte Praxis in die Hände seiner Söhne Karl und Alexander, die beide den Beruf des Vaters ergriffen hatten, zu legen, und zog sich nach Heidelberg zurück. Die ersten Jahre dort waren der Ruhe und dem Familienleben gewidmet. Erst 1858, anläßlich des Konkordatstreites, sehen wir ihn wieder politisch tätig, und zwar in Verbindung mit Häusser. Schon vor den Durlacher Konferenzen (1859) befürwortete Pagenstecher in einer Audienz beim Großherzog die vollständige Trennung der Kirche vom Staate in inneren Angelegenheiten, wie sie bald nachher unter Zuteilung einer repräsentativen Verfassung an die Kirche Tatsache wurde. Wenige Jahre später, 1863, erfolgte seine Wahl in den Landtag als Abgeordneter für Weinheim-Ladenburg. In der Kammer schloß er sich an den in höchster Kraft des politischen Bewußtseins stehenden Häusser, den zähen Mathy, den genialen Roggenbach treu an. Gegenüber der ungeordneten Tätigkeit von 1848 fühlte er sich im Rahmen der Verfassung wohl, doch verkannte er auch hier nicht innerliche Mängel, den kaum verdeckten Zwiespalt der Minister, die langsame Veränderung der Liberalen durch die Devise des Fortschrittes. Trotz aller Enttäuschungen war er einer der wenigen, die in Baden die Hoffnungen auf Preußen aufrechthielten, anfangs mit bewußter Opposition gegen Bismarck. Erst bei der Abrechnung mit Österreich, 1866, erkannte er die

Richtigkeit des Bismarckschen Prinzips und sah in ihm denjenigen, der allein imstande war, die Hoffnungen, die der Student in Heidelberg und später der Parlamentarier in Frankfurt gehegt hatte, zu verwirklichen. Vergeblich focht er mit Bluntschli und Jolly für den Anschluß an Preußen; sie erreichten nur, daß die Kammer die Neutralität beschloß. 14 Tage später sah Heidelberg ein preußisches Landwehrbataillon und eine Schwadron Husaren in seinen Mauern. Der Anschluß an Preußen kam zustande. Der Grund war gelegt, die Krönung des Werkes durfte er nicht erleben. Er starb am 20. März 1869, wie er es ausgesprochen wünschte und so oft bewies: „Nach so vielen Erlebnissen, Bestrebungen, Freuden und Leiden, im Frieden mit seinem Schicksal, mit Gott und den Menschen." Während seines Heidelbergers Aufenthaltes, von 1854 an, war er mit der Aufzeichnung seiner Erinnerungen beschäftigt, die er bis zum Jahre 1867 fortführte. Sie tragen die Überschrift:

„Die Geschichte meines Lebens".

Alexander Pagenstecher.

Als Student und Burschenschaftler in Heidelberg 1816—1819.

Man darf die Jugend nur gewähren lassen; nicht sehr lange haftet sie an falschen Maximen; das Leben reißt oder lockt sie bald davon wieder los. (Goethe.)

1. Von der Ankunft in Heidelberg bis zum Eintritt in die Burschenschaft.

Ankunft in Heidelberg

Am 23. April 1816 spät abends, gegen 10 Uhr, langte ich in Heidelberg an. Hauptsächlich der Tante Dapping wegen, von deren mütterlicher Aufsicht man sich die beste Wirkung versprach, war diese Universität erwählt worden, wenngleich der Vater die Vorlesungsverzeichnisse fast sämtlicher deutschen Hochschulen herbeigeschafft und mir zur gemeinschaftlichen Prüfung vorgelegt hatte.

Der Lohnkutscher fuhr denn auch direkt an der weiblichen Erziehungsanstalt, die Frau Dapping leitete, vor und lud mich, der ich, in das große Kostüm Marburgs und Gießens gekleidet, halb wie ein Soldat, halb wie ein Räuberhauptmann aussah, an der Pforte des Heiligtums ab. Eine grünsamtene, mit schwarzem Pelz verbrämte Kosakenmütze bedeckte mein Haupt, ein zottiger Flausch den Körper bis etwas unter die Hüften, eine perlgraue, schwarzgestreifte Kavalleriehose die Beine, und ein mächtiger Kürassierpallasch hing vom Gürtel herab. Ein paar Rapiere, ein keulenartiger, eisenbeschlagener Ziegenhainer, Hetzpeitsche und Rauchgerätschaften vervollständigten den erhaben närrischen Aufzug, der mich selbst aber mit der größten Zufriedenheit erfüllte. Mutig sprang ich aus dem Wagen. Es rasselten um mich die Waffen.

Ich rechnete mit Zuversicht auf die Wirkung, welche mein erstes Auftreten bei der Tante und ihrem Damenzwinger hervorbringen werde, und fand mich bereits etwas

gekränkt, als ich trotz des Geklappers meines Säbels und trotz entschlossenen Handhabens des Schellenzuges eine Zeitlang vor der verschlossenen Haustür warten mußte. Endlich wurde ich doch eingelassen und die Treppe herauf in den Empfangssalon geführt. Hier fand ich wieder Gelegenheit zu warten und in dem feinen, anständigen Raum zugleich Muße, ein wenig zur Besinnung zu kommen. Ich hatte denn auch eben den Säbel abgeschnallt und ihn leise in eine Ecke hinter das Sofa gestellt, als die Frau Tante ernst und feierlich, vom Kopf bis zu den Füßen in ein weißes Negligé gehüllt, zu einer Seitentür hereintrat und mich durch ihre gemessene Haltung gänzlich aus der Fassung brachte. Bald jedoch erholte ich mich wieder, indem meine Cousine Sophie, die durch eine kleine Unpäßlichkeit schon ins Bett getrieben war, nun auch herantrat und mich mit den herzlichsten schwesterlichen Liebkosungen überschüttete. Halb unterdrückte, kichernde Töne aus den anstoßenden Räumen verrieten überdies die Anwesenheit und Teilnahme der Fräuleins, und ein patriarchalischer Pfannkuchen, den man mir, in richtiger Würdigung meiner dringendsten Bedürfnisse, rasch bereitet hatte, stellte das Gleichgewicht meiner bewegten Seele vollkommen wieder her. Gegen Mitternacht endlich verließ ich das Institut, um mein Logis zu beziehen, welches, nur wenige Schritte davon entfernt, die Aussicht auf den Neckar bot.

Die Einrichtung war nun so getroffen, daß ich in dem Hause der Tante meine vollständige Beköstigung zu suchen hatte, Frühstück, Mittagessen, Vesperbrot und Abendessen. So war ich also berechtigt, die geweihte Schwelle zu jeder Tageszeit zu überschreiten, und mußte zu den sämtlichen Bewohnerinnen in die mannigfachsten vertraulichen Beziehungen geraten. Gewiß lag hierin ein Übermaß von Vertrauen, woran zwar keiner der Beteiligten zu denken schien, was aber doch nur durch ein Wunder vor Mißbrauch bewahrt bleiben konnte.

Dies Wunder ging wirklich in Erfüllung. Es war der poetische Hauch, der wahrhaft romantische Schwung, welcher jenen Auferstehungstag des deutschen Nationalgeistes charakterisierte, und der unsere Seelen und Sinne gefangen hielt. Er verlieh unserer Jugend einen ideellen Gehalt und, wenn

er auch in seinen extremen Erscheinungen verschroben, hier und da sogar geschmacklos und lächerlich hervortrat, so hatte er mindestens das Gute, daß er uns vor Gemeinheit und Unsittlichkeit schützte. Hierin hauptsächlich lag der Grund, daß aus dem jahrelangen, intimen Verkehr des jungen, höchst empfänglichen Burschen mit zehn bis zwölf nicht minder erregbaren, liebenswürdigen Mädchen kein Unheil hervorging.

Sophie Dapping

Die Hauptvertreterin jener alt- und neudeutschen, auf das Leben übertragenen Romantik war für Heidelberg meine Cousine Sophie. In einem unvollkommen organisierten Körper (sie war nach der rechten Schulter hin verkrümmt) beherbergte sie eine Intensität des Geistes, eine Empfindlichkeit für alles Große und Schöne, eine Frische in der Auffassung und eine Ausdauer zur Erwerbung und Ausbildung von Kenntnissen und Fähigkeiten, wie ich kaum etwas Ähnliches gesehen habe. Ihr Geist war ein stets loderndes Feuer, Licht und Wärme überallhin ausstrahlend, und, da sie für alle menschlichen Zustände ein gleich lebhaftes Interesse mitbrachte, da sie überall teilnehmend, verständig und wunderbar heiter auftrat, gleichsam stets spendend von ihrem Überflusse, so kam ihr auch wieder ein gleiches Wohlwollen von allen Seiten entgegen. Wir sahen sie im unausgesetzten innigen Verkehr mit jung und alt, mit Männern und Frauen, mit hoch und niedrig, mit Gelehrten und Künstlern, ebensogut wie mit alten Gärtnern und Waschfrauen. Überall war sie auf dem rechten Fleck, gleichviel, ob sie mit den beiden Voß über Homer und Shakespeare, mit Jean Paul über Titan und Hesperus sprach oder mit den Brüdern Boisserée altdeutsche Gemälde bewunderte und kopierte, gleichviel, ob sie im Arbeitszimmer mit den Mädchen stickte und flickte, im Salon die Honneurs der Gesellschaft bestritt oder eine Schar blondlockiger Jungfrauen und Jünglinge unter Sang und Klang über die Berge führte. Sie war immer die heitere, seelenvolle Sophie, deren blaues, sonnenklares Auge alles mit Lust und Liebe überstrahlte und deren ästhetischer Sinn mehr noch als maßvolle Besonnenheit, bei aller uns gegönnten jugendlichen Freiheit, Sitte und Anstand wohl zu erhalten wußte.

Mein erster Ausgang am Morgen nach meiner Ankunft war auf das Schloß. Freilich hatte ich das prächtige Gebäude schon vor drei Jahren gesehen, aber nur mit den Augen des Kindes. Jetzt war mir der Eindruck desselben ganz neu und übermächtig. Ich war sehr rasch den steilen Schloßberg hinaufgestiegen und fand mich nun mit hochklopfendem Herzen und fast atemlos mitten im Stückgarten. Die Pracht und Fülle der ersten Frühlingsvegetation, die zarten Blüten an Sträuchern und Bäumen, der erste süße, erquickende Duft, der Gesang zahlloser Vögel, das Plätschern und Rieseln der Brunnen und Wasserstrahlen aus Mauern und Felsen, das um die roten Mauertrümmer und durch die Baumwipfel aus blauer, klarer Ferne her spielende Licht, dies alles zusammen wirkte wie ein Wunder, wie eine paradiesische Offenbarung auf mich. Ich war in einem Zustand, wo mir die Sinne zu vergehen drohten. Erst langsam gelang es mir, meine Sinne zu fassen und das schöne Bild in seinen Einzelheiten zu begreifen und zu genießen. Aber die schwelgerische Liebe zur Natur und die spezifische Vorliebe zu Heidelberg war nun unvertilgbar meinem Herzen eingegraben und führte mich nach 40 Jahren dorthin zurück.

Erster Gang auf das Schloß

Zum Frühstück im Institut wurde ich heiter und vertraulich empfangen, und meine Beziehungen zu den Fräuleins nahmen sofort einen kindlichen Charakter an, der uns allen ganz gut stand und der sich auch für eine geraume Zeit, jedenfalls länger, als man hätte denken sollen, bewährte. Im Hause der Tante nahm mich Sophie fast ganz in Beschlag. Ohne irgendwie die Absicht des Schulmeisters merken zu lassen, vielleicht selbst, ohne sie zu hegen, zog sie mich, gleichsam kopfüber, in den Strom ästhetischer Bildung. Dabei fehlte es nicht, und zwar gleich von vornherein, an einer gewissen Wechselseitigkeit des Unterrichtes, wozu meinerseits die alten Klassiker den Stoff hergaben, und dieser Austausch, wobei ich doch am meisten gewann, hatte für beide Teile etwas ungemein Anregendes und Befriedigendes. Es war ein Freundschaftsverhältnis im schönsten Sinne des Wortes, voll reiner Hingebung und Wahrheit, wobei der Unterschied der Geschlechter und Jahre ganz unbemerkt blieb.

Im Institut

Je ausschließlicher Sophie unsere Geister anfeuerte und beherrschte, um so tiefer sank der Einfluß der Frau Tante. Sie hatte kein Talent zur Führung der Jugend. Ihre feierliche, repräsentierende Haltung imponierte jedermann, übte aber keine Anziehungskraft auf die Herzen der Kinder; ihre unverdauten, akademischen Vorträge über Geschichte, Geographie und Götterlehre, welche sie den Mädchen in die Feder diktierte, genügten weder dem Verstand noch dem Geschmack derselben, und ihre tendenziösen Gespräche und Ermahnungen erweckten bei dieser, in die quellendsten Lebenselemente versenkten Jugend nur eine stille, kritische Opposition, wenn sie nicht gar absurd und lächerlich erschienen. So spielte die verehrte Frau, indem sie das Haus nach außen hin wahrhaft bewundernswürdig vertrat, innerhalb seiner vier Wände eine seltsame Rolle. Eigentlich wandelte sie nur wie ein vorsorgender Engel unter uns umher, unverstanden von uns und uns nicht verstehend. Sie war der starke eiserne Reif, der das Faß zusammenhielt, in welchem der junge Wein seine Gärungsprozesse durcharbeitete.

Die Fakultäten in Heidelberg

Mein erstes Geschäft bestand nun in den offiziellen Besuchen bei den Zelebritäten Heidelbergs, besonders den Professoren, bei welchen ich Vorlesungen zu hören gedachte. Die Universität stand damals zwar hinsichtlich ihres äußeren Apparates, an Anstalten und Sammlungen, sowie hinsichtlich der Zahl der Studierenden auf einer weit tieferen Stufe als 30 bis 40 Jahre später, um so unerreichter dagegen war die geistige Höhe, welche sie in voller Unabhängigkeit, Würde und Frische einnahm.

Daub in der theologischen Fakultät, Thibaut [1]) und Zachariä [2]) in der juristischen, Hegel [3]), der im Herbst 1816

---

[1]) Thibaut, Anton Friedrich Justus, Lehrer des römischen Rechtes, * 1772 in Hameln; 1799 in Kiel, 1802 in Jena, 1806 in Heidelberg, † 1840.

[2]) Zachariae (von Lingenthal), Karl Salomo, * 1769 in Meißen; 1798 in Wittenberg, 1807 in Heidelberg, † 1843 daselbst.

[3]) Hegel, * 1770 in Stuttgart; 1801 in Jena, 1808 in Nürnberg, 1816 in Heidelberg, 1818 in Berlin, † 14. November 1831.

eintraf, in der philosophischen, Tiedemann [1]) und Gmelin [2]) im Fach der Naturwissenschaften, Creuzer [3]) als Philologe und Altertumsforscher, Paulus [4]) durch seine geistreichen Häresien zählten zu den literarischen Sternen erster Größe und erfreuten sich sämtlich eines unbestrittenen europäischen Rufes.

Zu diesen gesellte sich noch eine große Zahl Dii minorum gentium, die teils durch treues Mitteilen des Mitteilbaren den Detailhandel der Wissenschaft trieben, teils durch emsiges Verfolgen einzelner Liebhabereien und Absonderlichkeiten, teils durch naturphilosophisch-mystische Exzentritäten uns anzogen, unterrichteten, förderten, aber auch gelegentlich für kürzere und längere Zeit in die Irre leiteten.

Meine ersten Besuche galten Tiedemann, Conradi [5]) und Schelver [6]), und hier hatte ich gleich die drei hervorstechendsten Charaktere der damaligen akademischen Richtungen in corpore vor Augen. Trotz ihrer prinzipiellen Verschiedenheit aber sollten alle drei, jeder in seiner Art, einen bedeutenden Einfluß auf mich ausüben.

Tiedemann [7]) war der vollkommenste Typus des Naturforschers. Als Schüler und Freund des großen Cuvier [8]) stand er im Gebiete der Zootomie auf der übersichtigen Höhe seiner Wissenschaft. Mit großem Fleiß und mit der Unermüdlichkeit eines eisernen Charakters durchforschte er das Gebiet der gesamten Biologie, der eigentlichen Zoologie Tiedemann

[1]) Tiedemann, * 1781 in Kassel; 1806 in Landshut, 1816—1849 in Heidelberg, † 1861 in München.

[2]) Gmelin, Chemiker, * 1788 in Göttingen; 1817—1851 Professor in Heidelberg, † 1853.

[3]) Creuzer, Archäologe, * 1771 in Marburg; 1804 in Heidelberg, Begründer der Heidelberger Jahrbücher, † 1858.

[4]) Paulus, * 1761 in Leonberg bei Stuttgart; 1811—1844 Professor in Heidelberg, Hauptvertreter des Rationalismus.

[5]) Conradi, Direktor der medizinischen Klinik in Heidelberg um 1800.

[6]) Schelver, Professor der Botanik in Heidelberg, Vertreter der magnetischen Heilmethode.

[7]) Vgl. die Charakteristik Tiedemanns in Kußmaul, Jugenderinnerungen eines alten Arztes.

[8]) Cuvier, Naturforscher, * 1769 in Mömpelgard; 1795 Professor in Paris, † dort 1832.

sowohl, als das der Anatomie und Physiologie. Mit einem tiefen und klaren Wissen dessen, was Vorgänger und Zeitgenossen bereits geleistet hatten, verband er Trieb und Geschick zum selbständigen Weiterforschen, so daß kein Besuch bei ihm gemacht, kein Schritt mit ihm getan, kein Wort mit ihm gewechselt werden konnte, ohne daß eine neue Anschauung, eine Anregung oder eine Berichtigung in unserem Streben und Wissen die unmittelbare Folge gewesen wäre. Tiedemann lebte vollständig in dem anatomischen Museum, wo er die alten, in jeder Art verkommenen Sammlungen ordnete, aufputzte und ergänzte und in wenigen Semestern eine große Anzahl neuer, wertvoller Präparate aufstellte. Er war dabei der aufmerksamste, gewissenhafteste Lehrer. An jedem Fortschritt, den man machte, hatte er lebhafte Freude; wenn aber ein sonst talentvoller Jüngling seine Anatomie lässig betrieb, so konnte ihn dies mit unverhehltem Ingrimm erfüllen.

Die Sonntagvormittage benutzte ich häufig zu Privatbesuchen bei ihm. Da fand ich ihn denn stets an seinem großen, weitschichtigen Arbeitstische, inmitten von Präparaten, Kupferwerken, Handzeichnungen und Wachsmodellen, vergraben in Arbeiten und doch stets mich freundlich empfangend, zur Beantwortung jeder Frage, zur Erörterung jedes wissenschaftlichen Gegenstandes geneigt. Dabei war er ein noch jugendlich schöner, imposanter Mann, dessen feierliche Würde die Trockenheit und Steifheit seines Vortrages mindestens weniger unangenehm machte.

Tiedemann war fast an demselben Tage, wie ich, von Landshut aus in Heidelberg eingetroffen, und ich war der erste seiner Zuhörer, als ich bei ihm Osteologie[1]) und Zoologie belegte. Er schien Gefallen an mir und meinem lebhaften Fragen und Plaudern zu finden, wenigstens glaubte ich, mich in den bald folgenden Vorlesungen sowie bei den Demonstrationen einer gewissen bevorzugten Teilnahme hier und da zu erfreuen. Wirklich intim wurde unser Verhältnis erst ein paar Monate später, als mein Vater, zur

Das Familienstipendium

Erlangung eines Familienstipendiums, Zeugnisse meines Fleißes und Wohlverhaltens von mir forderte. Von den

[1]) Osteologie: die Lehre von den Knochen.

übrigen Professoren erhielt ich diese Dokumente ohne Anstand und mit großer Artigkeit, Tiedemann aber machte mich stutzig, indem er ganz trocken erklärte, er müsse mich erst prüfen, bevor er mir ein Zeugnis geben könne. Hierauf nahm er mich in sein geliebtes Museum mit, und wir gingen das bereits Vorgetragene mehrere Stunden lang an den sauberen Knochenpräparaten ausführlich durch. Während der Verhandlung wurde der väterliche Lehrer immer heiterer, und als er zum Schluß sich mit meinen Fortschritten höchlichst zufrieden erklärte, da war ihm meine Verehrung und Zuneigung für immer gesichert.

Conradi seinerseits war der reinste Typus des gelehrten und dabei humanen Arztes damaliger Zeit. Seine Gelehrsamkeit war ebensogroß, als sein strenges Festhalten an den Aussprüchen der ärztlichen Autoritäten. Nicht daß er die Fortschritte der Wissenschaft ignoriert hätte, im Gegenteil, er las und studierte getreulich alles, was in diesem Gebiete das Licht der Welt erblickte. Aber nur weniges, immer nur hier und da ein neues Medikament oder Kurverfahren, fand Gnade vor seinen Augen, und was über den Eklektizismus Peter Franks[1]) sich hinauswagte, was gar mit Boerhave[2]) und Sydenham[3]) im entschiedenen Gegensatze stand, wurde mit dem ganzen Selbstgefühl klassischer Rechtgläubigkeit als Ketzerei verurteilt und verworfen. Conradi

In der Tat war der Standpunkt Conradis ein vollkommen dogmatischer, und es war auch bei dem damaligen Standpunkt der Heilkunde keine Wahl gegeben zwischen dieser gelehrten Dogmatik und einem genialen Experimentieren, welch letzteres der ganzen Geistesrichtung des braven Conradi widerstrebte.

---

[1]) Peter Frank, bekannter Mannheimer Arzt des 18. Jahrhunderts.

[2]) Boerhave, Professor in Leyden im 18. Jahrhundert, beherrschte die klinischen Anschauungen seiner Zeit und suchte als Erster die Grundlagen der Medizin in Anatomie und Physiologie.

[3]) Sydenham, geb. 1624, betont, daß für die Diagnose von Krankheiten nicht einseitig konstruierte Theorien, sondern allein die Erfahrung maßgebend sei. Die Krankheiten sind als ein Heilbestreben der Natur, des Organismus, anzusehen. Sydenham steht noch vollkommen unter dem Einfluß des Hippokrates.

So stand er denn, gleich einem getreuen Eckart, mit seinen unumstößlichen Kirchenvätern der Medizin in der Hand, vor dem Venusberge, aus welchem immer seltsamere und lustigere Stimmen hervordrangen und uns zu verlocken drohten. Bald waren es naturphilosophische Aufdringlichkeiten, bald Hahnemannsche Umsturztheorien [1]), bald der neu auftauchende Broussaismus [2]) mit den ersten Anklängen der pathologisch-anatomischen Schule, bald wieder die Überbleibsel des Brownianismus [3]), welche die gewünschte Gelegenheit zu den großen kritischen Streifzügen, siegreichen Widerlegungen und wohlgemeinten Ermahnungen hergaben. Der redliche Lehrer kam in dieser seiner Stellung zwischen der steinernen Wand traditioneller Weisheit und dem immer mächtiger anschwellenden Strom neuer Entdeckungen oftmals in eine bedrängte, zuzeiten auch eine hochkomische Klemme, die ihn aber im Fundament stets unerschüttert ließ, im Gegenteil ihn noch hartnäckiger gegen jede und alle systematische Neuerung erbitterte.

Auf mich, der ich eine große Pietät gegen die Lehrer mitbrachte, wirkte diese selbstzufriedene Gewißheit des sonst so untadeligen Mannes insofern vorteilhaft, als sie mich anfeuerte, seinem Beispiele unverdrossen zu folgen, wodurch ich denn jedenfalls zum ernsten Studium und zu einer ganz respektablen Kenntnis der so hochgepriesenen klassischen Literatur der Heilkunde gelangte. Andererseits blieb ich allerdings nicht unberührt von den Vorurteilen des verehrten Lehrers, konnte aber dies später um so selbständiger und gründlicher abstreifen, als ich durch meine eifrigen

---

[1]) Hahnemann, Begründer der Homöopathie, der noch heute bestehenden „giftlosen" Behandlungsmethode.

[2]) Broussais, Professor der inneren Medizin in Paris um 1815, führte die Mehrzahl der Erkrankungen auf Störungen im Stoffwechsel zurück und behandelte dieselben in der Hauptsache mit hydropathischen Mitteln, eine Behandlungsweise, die heute immer mehr Boden gewinnt (nach Pagenstecher: Pariser Professoren).

[3]) Brown (John) gab seine Elementa medicinae 1780 heraus; er ordnete die Krankheiten nach der ihnen zugrunde liegenden vermehrten oder verminderten Erregbarkeit, die bei der Gesundheit des Körpers in einem mittleren Gleichgewicht steht. Ändert sich dieses Verhältnis, so entsteht die Krankheit.

Studien die Vorzüge und auch die Mängel jenes gelehrt-eklektisch-dogmatischen Systems in ziemlicher Vollständigkeit erkannt hatte.

Die dritte und merkwürdigste der akademischen Größen, welche auf die Tabula rasa meines Gehirns ihre Griffel einsetzen sollten, war der übergeistige Schelver. Schelver

Die Spezies von Menschen, zu welchen Schelver gehörte, ist nunmehr vom Schauplatz der Erde verschwunden, sie gehört einer für unsere Zeit bereits antediluvialen Geistesrichtung und Epoche an, und es dürfte schwer fallen, dem jetzigen Geschlecht eine richtige Anschauung von der inneren Reinheit, der prophetischen Weihe und der gleichzeitigen Verstandesschwindelei derselben beizubringen. Es waren die letzten Herbstblüten jener üppigen Flora, welche die konzentrierte philosophisch-poetische, humanitarische Glut von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an aus dem alten Holze der Menschheit herausgetrieben hatte. Es war zugleich die feinste Spitze und weitgetriebenste Konsequenz der Schellingschen [1]) Philosophie.

Schelver besaß schwerlich irgendwelche gründliche Sachkenntnisse, vielleicht nicht einmal in der Botanik, für welche er als ordentlicher Professor figurierte. Wenigstens verschmähte er es in seinen Vorlesungen, deren ich nicht weniger als drei im Verlauf von drei Semestern fleißig und aufmerksam verfolgt habe, auch nur eine Spur von dem mitzuteilen, was man gelehrtes oder tatsächliches Wissen nennt. Der Zauberkreis, in welchen sein Geist sich bewegte oder wohin er nach möglichst kurzen Abweichungen immer wieder schleunigst zurückkehrte, war die Spekulation, aber nicht so sehr jene spezifisch naturphilosophische der Schellingschen Schule, welche in ihrer Methode die Grundlage folgerichtiger Begriffsentwicklungen festhielt, sondern vielmehr eine mystische Kontemplation, eine aprioristische Selbstoffenbarung der Lebensgesetze und Erscheinungen. Die innere Einheit des geistig-seelischen und des leiblichen Lebens, die Identität

[1]) Schelling, * 1775; 1798 Professor in Jena, später in Würzburg und München; starb als Professor in Berlin und Nachfolger Hegels im Jahre 1854. Begründer der Naturphilosophie. Vgl. zu Schelling: Schwalbe, Vorlesungen zur Geschichte der Medizin. Jena, Gustav Fischer, 1905.

des Absoluten und des Begrenzten, des Schaffenden und Geschaffenen, des Bewegenden und Bewegten wurde daher vorausgesetzt, und die Verschiedenartigkeit der Erscheinung in polarisch fortschreitender Differenzierung gesucht. Die demonstrativen botanischen Vorträge, besonders über die Pflanzenphysiologie, dienten Schelver nur als Substrat zur näheren endlosen Entwicklung seiner Ideen von dem Geheimnisse des Lebens und der sieben Formen, in welchen es sich, gleichviel als Pflanze oder Menschenseele, in automatischer Gesetzlichkeit entfaltet.

Persönlichkeit Schelvers

Die ganze Persönlichkeit Schelvers, besonders sein Vortrag, harmonierten vollkommen mit dem wunderbaren Inhalt seiner Lehre. Sein schönes, tiefes, dunkles Auge erglänzte von dem Lichte der höheren Welt, sein lockiges Haar erhob sich über einer wahren Seherstirn, und sein weicher und lieblicher Mund lispelte, bei der lautlosen Stille der wenigen Zuhörer, die pythonistischen Sprüche. Seine stets freien Diktate, ja jedes Wort, was er sprach, waren Meisterstücke deutschen Stils; jeder Paragraph seiner Hefte ist eine Perle an Rundung und Glanz.

Durch diese künstlerische Beherrschung seines Stoffes machte er auf mich immerhin einen mächtigen Eindruck, und ich konnte unmöglich glauben, daß ein so schönes Konzert von Ideen, Bildern und Worten ohne wissenschaftlichen Wert sein sollte.

Magnetismus

Der Mittelpunkt der Schelverschen Geistestätigkeit, sein Alpha und Omega, indes war keineswegs die Botanik, sondern der tierische Magnetismus, und für diesen uns zu gewinnen, in seine Tiefen uns einzuführen, war die Aufgabe seines Lebens. In diesem mystischen Gebiete fühlte und gerierte er sich als Hoherpriester und war von der Wahrheit und Tatsächlichkeit der eigenen Träumereien so innig überzeugt, daß er diesem dämonischen Treiben seine ganze Geistes- und Herzenskraft widmete und zuletzt in demselben geistig und körperlich zugrunde ging, ein reiner, liebenswürdiger Märtyrer großer, aber über die Bahnen menschlichen Könnens und Erkennens hinwegführender Überzeugungen.

System Schelvers

Die wissenschaftliche Entwicklung seines magnetischen Systems gehört zu dem Interessantesten und ist vielleicht

das Schönste, was in dieser Sphäre geleistet worden ist. Ich bewahre das Heft mit Pietät, und noch jetzt kann ich in demselben nicht blättern, ohne von tiefer Sympathie zu dem reinen, überzeugungstreuen Sinn des edlen Mannes mich ergriffen zu fühlen. Die Grundidee ist die Überwältigung des Besonderen durch das Allgemeine, die Rückkehr der Vielheit zur Einheit, der Sieg des Geistes über den Leib. So faßte er die Weltordnung, die Menschheit, die Heilkunst. Von dem gegenwärtigen Standpunkt der letzteren sagte er, daß sie nicht mehr eine Kenntnis von Krankheit und Gegenmitteln, sondern eine Wissenschaft von den Gesetzen für das Entstehen der Krankheit und dem Wege zu ihrer Heilung sei.

Die Ergründung dieser Gesetze aber suchte er nicht auf dem Wege der, wie er es auffaßte, nur den lebendigen Zusammenhang zerstörenden Naturwissenschaften, der Anatomie, experimentellen Physiologie, der Chemie, sondern durch Hinaufbildung der ganzen Natur zum Geiste in philosophischer Erkenntnis. Als das nächste, an diese Erkenntnis grenzende Begehren der Zeit bezeichnete er die Bedingung, daß der Geist auch im Leben und Wirken Herr der Natur werde. Dieses allein vom Geiste ausgehende Wunder der siegenden Kraft des höheren Lebens über die niedere Existenz bot er uns im Magnetismus, als einer vernunftgemäß entwickelten und faßlichen Doktrin, dar.

Dabei wurde die innere Verwandtschaft des modernen Magnetismus mit den antiken Tempelkuren[1]), die Identität des echten magnetischen Rapports mit der geistigen Gemeinschaft der Glieder der christlichen Urkirche, endlich die Ähnlichkeit der Krankenheilung durch die Manipulationen der Heilungen der Apostel und Heiligen durch segnendes Händeauflegen[2]), auf das Erbaulichste entwickelt. Wie nun jene geistig-leibliche Gemeinschaft des Menschengeschlechtes die höchste Stufe menschlicher Erkenntnis in sich schließe, so liege auch in der Kraft gemeinsamer Liebe das größte und

---

[1]) Diese bestanden hauptsächlich darin, daß den im Tempel schlafend liegenden Kranken die zur Heilung notwendige Kur durch einen Gott (Asklepios) oder seinen Stellvertreter verkündet wurde.

[2]) Vgl. hierzu Otto Weinreich, Antike Heilungswunder in Religionsgeschichtliche Versuche u. Vorarb. VIII, 1, Gießen, 1909.

sicherste Heilmittel aller menschlichen Not und Krankheit. Diese geistige Gemeinschaft, diese Ablösung vom beschränkten, eigenwilligen Individuum aber offenbare sich erst vollständig im Somnambulismus, in welchem Zustande allein der Geist des Organismus sich selbst anschaue und aus sich selbst hervorspräche. Deshalb eben kann die künftige höhere Arzneikunst erst aus dem Magnetismus hervorgehen. Diese alte Mutter ging immer in Vergessenheit zurück, obgleich überall ihre Spuren vorhanden sind. Die hippokratischen Studien stammen aus dem Geheimnisse des Tempelschlafes, die arabischen liegen in einem magischen, auf alte Zeiten zurückweisenden Bunde. Man hat sie mit dem Fortgange der Zeit immer mehr davon gereinigt. Die Lehren von den Amuletten, Sigillen, sympathischen Kuren stammen alle daher und scheinen aus jener altchaldäischen Zeit zu fließen, wo einst zu Babylon und Memphis die Zauberkunst ihren höchsten Gipfel hatte. Die spätere Zeit der Heilkunst kommt her aus dem geheimnisvollen Dunkel der Klöster, gleichsam als äußere Resultante der gewonnenen Naturkraft, während der Geist ihrer Gewinnung im Verborgenen ruht.

Die jüngsten Zeiten der Arzneikunst haben wieder ihre Mutter in dem Studium der Theosophie und Alchimie des Mittelalters (Rademacher [1]), welches sich damit beschäftigte, den Stein der Weisen, das heißt nach ihnen die alles überwältigende Kraft, zu erlangen. Auch diese alchimistischen, vom tiefsten Geist erfüllten Arbeiten stammen offenbar aus einem Somnambulismus her.

Wie die Jugend überhaupt von den Idealen am stärksten angezogen wird, ist wenigstens dies kein Wunder, daß die spiritistische Lehre, diese himmelblaue Weißheit auf goldenem Grund, in jener Zeit allgemeiner Ekstase und romantischer Wiedergeburt mittelalterlicher Traumgebilde, uns mächtig ergriff und daß wir den freundlichen Führer, der uns so seltsame Aussichten in die Götterdämmerung urmenschlicher Zustände eröffnete, wenn auch mit immer mehr sinkender Hoffnung und immer schwächerem Glauben, eine Zeitlang folgten.

---

[1] Rademacher, Begründer der Erfahrungsheilungen, lebte zur Zeit Hahnemanns und nahm viel von seiner homöopathischen Lehre an.

Wenn ich aber auch Schelvern in Wahrheit keine eigentlich praktischen Ergebnisse verdanke, so bin ich doch weit entfernt, die Zeit zu bedauern, welche ich dem Umgange mit ihm und dem Studium seiner Vorträge widmete. Seine Lehre war keine milchgebende Kuh, aber sie entfaltete die Schwingen der Seele und lehrte Abwege kennen, indem sie diese selbst auf das genaueste zeichnete.

Ich bin in meinem späteren Lebenslaufe vielfach mit theosophierenden Mystikern und ärztlich philosophierenden Schwindlern zusammengetroffen, habe darunter indes nie einen gefunden, der an Reinheit des Herzens, Tiefe der Auffassung und Plastik der Darstellung Schelvern erreicht hätte. So hatte ich schon in früher Jugend an den Schuhen abgetragen, was andere ihr ganzes Leben hindurch nicht recht los werden konnten, und so blieb ich gerade durch die geistvollen Überschwenglichkeiten jenes Adepten vor den mannigfachen Unzulänglichkeiten oder Hypokrisien ähnlicher Art für alle Zukunft behütet.

Die Kommilitonen

An den Beginn der Vorlesungen knüpften sich nun auch die Bekanntschaften der Kommilitonen, sowie an den Besuch eines Kommerses und einiger Bier- und Kaffeehäuser die nähere Einsicht in das echt burschikose Treiben.

Ich entdeckte nun bald, daß die Reize des letzteren jetzt, wo ihr lange ersehnter Genuß mir unverboten freistand, ihre Anziehungskraft für mich sehr verloren hatten. Die flotten Burschen, deren Prototypen aus Gießen und Marburg noch vor ganz kurzer Zeit meine ehrfurchtsvolle Bewunderung erregten und die ich auch hier zahlreich genug in Flausch und Kanonen, mit Bullenbeißern und kolossalen Pfeifenquasten herumsteigen sah, erschienen mir, näher betrachtet, als gar traurige, langweilige Gesellen, welche zu dem bewegten Leben der Gegenwart, zu dem geistigen Reichtum und der frischen Naturschönheit Heidelbergs mit ihrem ledernen Rauf- und Saufkomment sowie mit ihrer postillonmäßigen Kleider- und Stiefelmummerei in schreiendem Widerspruch standen. Die guten Jungen sahen nicht ein, wie sie in die Grube der Philisterei, welche sie durch ihr forciertes Wesen auf das eifrigste zu vermeiden suchten, gerade durch dieses Hals über Kopf hineingejagt wurden; denn das ist das innere Wesen des Philisters, daß er von

dem Herkömmlichen beherrscht wird, in dem Alltäglichen sein Behagen findet und, absorbiert vom Kreislauf kleinlicher Strebungen und Ereignisse, auf die Selbständigkeit und Würde seiner Individualität verzichtet.

Einteilung der Heidelberger Studentenschaft

Die Heidelberger Studentenschaft teilte sich damals in zwei fast ganz gleiche Hälften, wovon die kleinere den verschiedenen Landsmannschaften angehörte, die größere den sogenannten Renoncen. Jene, obgleich verschieden in Namen, Mützen und Bändern, waren sich doch in Zweck, Ursprung und Haltung vollkommen gleich. Die flotte Burschikosität[1]) war ihr Panier, und alles, was dieser nicht entsprach, was unter oder über die Skala ihres Komments hinausging, war ihnen zuwider, fatal, sogar verhaßt. Im flotten Leben einer naiven Kameradschaft erblickten sie das Ideal des Jugendgenusses und huldigten demselben unverdrossen in der Kneipe, in endlosen Paukereien und Suiten. Die „Kamele", welche sich nicht zur Höhe ihrer frischen, aber in vieler Beziehung halsbrecherischen Lebensauffassung zu erheben vermochten, verachteten sie herzlich, jene Burschen dagegen, welche dem Studentenleben eine ernstere Grundlage, eine patriotische Färbung, eine sittliche Haltung zu geben bemüht waren, wurden von ihnen instinktmäßig gehaßt. Ihre partikularistische Engherzigkeit, zum Teil auch ihre entschieden antideutsche Gesinnung — wobei Kurländer und Holsteiner besonders exzellierten — auch die unter ihnen stark vertretenen aristokratischen Elemente kämpften mit Bewußtsein gegen die Idee eines einigen deutschen Vaterlandes, während ihr Wohlgefallen an humoristischem Unsinn sich durch jene tendenziöse Ethik höchlichst verletzt fühlte. Ihre Vorliebe endlich für ritterliche Sporen und Waffengeklirr, für gemütliche Kneipenduselei, für bequemes landsmannschaftliches Zusammenhocken veranlaßte einen nicht minder tiefen Abscheu gegen die plebejischen Formen und Beschwerden des Turnplatzes, so daß der Riß zwischen beiden Richtungen sich täglich mehr erweiterte. Meinem Geschmack nun wollten jene in Bier

---

[1]) Zitiert von Hermann Haupt in „Heinrich Hofmann, ein süddeutscher Vorkämpfer des deutschen Einheitsgedankens" aus Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft, Bd. III. S. 354.

und Tabaksdunst gehüllten Freuden nicht mehr zusagen. Die Romantik hatte in Heidelbergs gefeiertem Bezirk, innerhalb des Zauberkreises von luftigen Berggipfeln, duftigen Talschluchten, sonnenbeglänzten Abhängen, stolzen Bergtrümmern und an den ewig rauschenden Wellen des grünen Stromes mein ganzes Herz mit einem Schlage erobert. Die Staffage dieses Paradieses, die Schar lieblicher Mädchen, die es belebte, war ganz geeignet, mich hier unaufhörlich zu fesseln. Es war also nicht gerade ein verdienstlicher Akt von Selbstbeherrschung oder rigoristischer Lebensauffassung, wenn ich den mir noch vor kurzer Zeit so wertvollen studentischen Ergötzlichkeiten jetzt entschieden den Rücken zukehrte. Ein mir bisher unbekanntes, meinem innersten Leben aber sehr verwandtes Element ward mir geboten, und daß ich dieses jenem vorzog, verstand sich von selbst.

Diesem umgewandelten Sinn entsprechend, suchte und knüpfte ich auch meine Freundschaften. Da ich aber auch hierbei viel weniger nach Prinzipien als nach momentanen Gefühlsstimmungen handelte, so erwarb ich mir in dieser unschuldigen Geistesfreiheit des ersten Semesters eine ziemlich bunte Musterkarte von Freunden; denn ich war von Natur durchaus arglos und zutraulich und hatte eine stets heitere, zu geselliger Mitteilung und Belebung gestimmte Gemütsverfassung. Wie mannigfaltig aber auch die Subjekte waren, mit welchen ich in mehr oder weniger innige Berührung kam, so nahmen doch diejenigen sehr bald die ersten Plätze in meiner Zuneigung ein, welche jenem höheren, geistig ästhetischen und sittlichen Aufschwung huldigten, so daß die anders Gesinnten mit jedem Monat mir fremder und fremder wurden. Freundschaften

Ein Mediziner, Heinrich Marx [1]) aus Karlsruhe, jüdischer Abkunft, der schon im dritten Jahre studierte und ungefähr fünf Jahre älter war als ich, nahm sich, zuerst und vor allem, meiner aufs herzlichste an. An wissenschaftlicher Ausbildung war er mir unendlich überlegen, während sein Marx

[1]) Vgl. hierzu über Marx' späteres Leben die interessanten Aufzeichnungen Schwalbes in seinen „Vorlesungen über Geschichte der Medizin“ S. 127 ff. Marx wurde am 10. März 1796 in Karlsruhe geboren, 1826 Professor in Göttingen, † 2. Oktober 1877.

enthusiastisches Gemüt auf das vortrefflichste mit dem meinen harmonierte, so daß zu der Mentorrolle, in welcher er sich so wohl gefiel, bei mir das fruchtbarste Feld vorlag. Er besaß sehr schöne anatomische Kenntnisse und war ein tüchtiger Botaniker. Dabei hatte er eine spezielle Vorliebe für Literaturstudien, so daß der immerhin noch junge Mann unter seinen Genossen als ein Phänomen an Gelehrsamkeit und Bücherkenntnis hervorragte. Sein Geist aber erhob sich hoch über diesen materiellen Teil der Wissenschaft und huldigte in romantisch orientalischem Schwung der Hingebung an ein volles, ideelles Leben in schrankenloser, philosophischer Spekulation und freier Liebe. Diese naturphilosophisch-dichterische Exaltation in Verbindung mit rechten Kenntnissen aller Art, zugleich mit den Hilfsmitteln einer frischen, kraftvollen Persönlichkeit, einer sonoren Stimme, schwunghaften Fertigkeit der Sprache und der Feder zur Prosa und Poesie, flößte dem jungen Manne ein ebenso hohes Selbstgefühl ein, als dieser Verein seltener Eigenschaften auf den gewählten Kreis seiner Freunde und Freundinnen imponierend wirkte.

Marx war dabei im gewöhnlichen Verkehr durchaus heiter, gefällig, ohne alle Anmaßung. Was man nur begehrte, das gab er willig her, und bei jedem improvisierten Scherz, bei jedem fröhlichen, wenn auch mehr sinnlichen Treiben war er ein fideler Genosse. Aber wie Sokrates im Symposion, so wußte er in das leichtfertige und tolle Treiben stets ein Saatkorn höheren Denkens und Empfindens zu streuen. Diese seine Mentorrolle erreichte ihre höchste Blüte, als ich ihn im folgenden Jahre in das Vappingsche Institut einführte, wo er im Kreise der gläubigen Jungfrauen vollständig wie ein Messias aufgenommen wurde. Jedes seiner Worte ward gleich einem Orakelspruch angestaunt und wiederholt, jede seiner Zeilen gleich einer Reliquie verehrt und aufbewahrt. Nun war mein Freund zwar von den sublimsten Intentionen aufrichtig beseelt, doch wuchs ihm sein Prophetenamt in der schwülen Atmosphäre so allerliebster Schülerinnen sichtlich über den Kopf, und der gesunde, klare Menschenverstand litt hier und da Schiffbruch. Indes tat dies meiner Liebe und Verehrung keinen Abbruch, spornte mich vielmehr an, das, was ich nicht recht begreifen

konnte, mir, so gut es gehen wollte, in meiner Weise zurechtzulegen, wohl auch zu den Höhen, welche meine Schwingen nicht erreichten, mich mindestens mit Hilfe der erlernten Phrasen heraufzuschrauben.

Wieviel aber auch von Gemütsschwindelei und Geistesträumerei an den äußersten Spitzen dieses gesamten romantischen Treibens zum Vorschein kam, so war doch die Wurzel desselben frisch und gesund und die Kraft und Fülle geistiger, menschlicher Tätigkeit, welche aus ihr sich entwickelte, für die Zukunft der dabei beteiligten Jugend gewiß fruchtbarer als die Resultate, welche ein zwischen endlosen Kneipereien und bleicher Examensangst hingebrachtes Jugendleben zutage bringt.

Um Marx gruppierte sich, außer mir, noch eine kleine Anzahl ihm engverbundener Freunde. Der älteste derselben, ein Theologe Pfeister, war ein höchst origineller Mensch, nicht mehr eigentlich Student und von mehr kritischer als positiver Geistesrichtung. Marx war sehr oft die Zielscheibe seiner Sarkasmen, die aber nicht sowohl aus einem mephistophelischen Widerwillen gegen das Erhabene, als auf dem Unbefriedigtsein seiner gleichfalls das Höchste erstrebenden Seele hervorbrachen. Pfeister

Beide jungen Männer liebten und ergänzten sich solchergestalt auf das beste, obgleich sie täglich, ja stündlich sich zankten, indem Pfeister für sein zerrissenes Gemüt den Geistesschwung seines Freundes Marx durchaus nicht entbehren konnte, ebensowenig es aber unterlassen konnte, ihn über seine prophetenartige Gewißheit und seinen pathetischen Seelenfrieden mit dem unbarmherzigsten Humor zu verfolgen. Auf das höchste belebt wurde unser Zirkel, als sich später noch drei Württemberger, der Theologe Cleß und die beiden Juristen Wächter und Schultheiß, zu uns gesellten. Unsere Vergnügungen teilten sich einerseits in gelehrte und philosophische Disputationen, die wir in unseren Zimmern oder auf Spaziergängen stundenlang fortspannen, und andererseits in ebenso heitere, gesellige Genüsse, welche ein gemeinsames Mahl oder eine Bowle Punsch uns gewährten.

Cleß stellte in allen Situationen den schlichten, glaubenstreuen, sittlich reinen, trefflich geschulten Tübinger Semina- Cleß

risten dar und hatte mit seiner äußeren Erscheinung, mit seinem Gottvertrauen, braunen Locken und himmelklaren, braunen Augen die frappanteste Ähnlichkeit mit einem Apostel oder Heiligen. Neben der klassischen Gelehrsamkeit repräsentierte er in unseren Disputationen vorzugsweise die formale Logik, nicht ohne einen scholastischen Beigeschmack.

Wächter

Wächter dagegen, dunkel von Haar und Auge, talentvoll, fleißig bis zum Exzeß, war entschieden ehrgeizig und darum leicht verletzbar gegenüber unserem formlosen Treiben und unserer bunten Romantik, mit welcher er nicht immer gleichen Schritt halten konnte. Wir sahen ihm damals nicht an, daß er mit seinem klaren Verstande und seinen gründlichen juristischen Kenntnissen bald genug uns allen den Rang ablaufen werde.

Schultheiß

Schultheiß endlich war unser soziales Talent, unser lustiger Rat, ein schöner, feingliedriger Bursche, mit einem allerliebsten feinen Schnurrbärtchen; voll Schnurren und Witzen, die er mit den trockensten Mienen vom Stapel ließ, dabei von einem entschiedenen dramatischen Talent, lieferte er unversiegbaren Most zu unseren scherzhaften Unterhaltungen in Gesellschaft der Damen. Gleichzeitig, wie dies bei solchen Virtuosen der Komik gerade nichts Seltenes ist, litt er an Anfällen der wunderlichsten Hypochondrie, welche sich dann gewöhnlich unter endlosem Stöhnen und Tränenergüssen einzustellen pflegten, wenn der ergötzliche Strom seiner schöpferischen Heiterkeit am reichlichsten geflossen war. Er stellte dann, in einen Armstuhl oder in eine Sofaecke zusammengebrochen, den allerunglücklichsten Menschen dar, den wir zwischen Mitgefühl und Lachen kaum zu trösten vermochten.

Spätere Schicksale der Freunde

Die weiteren Schicksale dieser fünf Menschen, um mit wenigen Worten meinen künftigen Darstellungen vorzugreifen, stehen in einem auffallenden und doch psychologisch wohlbegründeten Gegensatze zu ihren damaligen Stimmungen und Charakteren. Marx, der makrokosmische, ist nach mancherlei Abenteuern in den ruhigen Hafen einer Göttinger Professur eingekehrt, wo er als Hofrat und Ritter des Welfenordens ein einsames Junggesellenleben führt. Er, der so sehr auf das Leben hingewiesen schien, der mit

der Jugend und den Frauen so trefflich zu verkehren wußte, der zum praktischen Arzte, zu einem wahren Wundertäter wahrhaft geboren war, der in philosophischen Träumereien für die vollkommenste Emanzipation der Individuen und der Völker schwärmte, er ist schon seit 30 Jahren ein pedantischer Büchermensch, ein Professor ohne Zuhörer, ein Arzt ohne Kranke, ein Einsiedler ohne Weib und Kind, aber in seiner abgeschlossenen Existenz behaglich und bei seiner reaktionären Regierung wohl angeschrieben.

Pfeister, der nie zu befriedigende Kritiker, der humoristisch widerspruchsvolle Schwärmer, hat, nachdem er vielfach gegen die Pedanterie des zopfmäßigen Herkommens und der prüden Sittlichkeit mit bewußtem Heroismus angestoßen war, schließlich im protestantischen Mystizismus seinen Frieden gefunden und lebt als Pfarrer in Nauheim, von gläubigen Seelen geliebt und verehrt.

Cleß, der fromme, ganz seinem künftigen Beruf ergebene Theologe, begann glänzend genug seine Laufbahn mit Übernahme eines geistlichen Amtes in Stuttgart, welches ihn mit dem Hofe in unmittelbare Berührung brachte. Bald aber sehen wir ihn dieser Stellung und der Theologie überhaupt entsagen und finden ihn als Schulmann, als Oberlehrer am dortigen Gymnasium, unbescholten an Ruf und Sitten, wieder.

Wächter, den wir in unserem poetischen Schwung etwas über die Schulter ansahen, wurde bald als gründlicher Rechtsgelehrter bekannt, bekam einen Ruf nach Leipzig, glänzte hier nicht nur als Lehrer und Schriftsteller, sondern auch als liebenswürdiger Gesellschafter und wurde bald wieder in sein Vaterland zurückberufen, wo ihm durch Verleihung der ersten juristischen Professur und Kanzlerstelle an der Universität Tübingen der persönliche Adel zufiel. Später erwählte ihn die zweite württembergische Kammer zum Präsidenten, ein Amt, welches er eine lange Reihe von Jahren bis zur Sturmperiode 1848 mit ausgezeichnetem Geschick und zu großer Zufriedenheit sowohl der Kammer als auch des Königs bekleidete.

Unter diesen glänzenden Verhältnissen traf ich den liebenswürdigen Mann im Jahre 1847, also 30 Jahre nach unserer Universitätsbekanntschaft, zuerst in Baden-Baden

wieder und hatte an seinem heiteren, durchgebildeten, kulanten Wesen ein paar Wochen hindurch großen Genuß.

Im folgenden Jahre, Ende März 1848, trafen wir dann noch einmal, freilich unter sehr veränderten Umständen, im Vorparlament in Frankfurt zusammen und verlebten gemeinsam die Freuden und Leiden des Fünfziger Ausschusses, zu welchem wir beide gewählt wurden. Wie so viele tüchtige Männer, fiel auch Wächter über diesen Stein des Anstoßes aus der Gnade seines Landesherrn. In den gestrengen Augen der wiederbelebten Reaktion hatte er sich, trotz aller unzweideutigen Bekämpfung anarchisch-revolutionärer Grundsätze, nach oben hin kompromittiert. Gekränkt und zurückgesetzt verließ er Württemberg, um die Stelle eines Oberappellations-Gerichtspräsidenten der freien Stadt Lübeck einzunehmen. Doch sagte ihm dieser monotone Wirkungskreis nicht lange zu, und jetzt lebt er wieder in Leipzig und liest seine Pandekten auf demselben Katheder, auf welchem er seine ersten Lorbeeren sammelte[1]).

Schultheiß endlich, der liebenswürdige Gesellschafter, der feine, ergötzliche, allbewunderte Komiker, hat den stillen, unbemerkten Weg des Privatlebens eingeschlagen. Ich habe ihn nicht wieder gesehen. Seine Freunde erzählen, daß von seiner brillanten Politur, seiner plastisch drastischen Komik längst die letzte Spur verschwunden sei.

Bildungsanfänge

So war Heidelberg im Jahre 1816, so seine Universität, so meine ersten akademischen Anfänge, so meine Lehrer und Freunde, so das Haus, in welchem ich mitten unter Frauen die Fundamente der höheren geselligen Bildung erhalten sollte. Daß diese mächtigen, gegen meine früheren Verhältnisse so sehr kontrastierenden Einflüsse die lebendigste Wirkung auf mich äußern mußten, ist wohl von selbst verständlich, und nur der kindlichen Unbefangenheit und kindlichen Elastizität meines Wesens glaube ich es zuschreiben zu dürfen, daß ich, im Andrang aller dieser fremden Elemente, doch noch eine gewisse Selbständigkeit behauptete.

Ohr und Auge, Herz und Kopf hatte ich stets offen für alles, was sich um mich her bewegte. Auch lernte und

---

[1]) Wächter wurde 1866/67 Abgeordneter des konstituierenden Reichstags des Norddeutschen Bundes und starb am 15. Januar 1880.

eignete ich mir unverdrossen das an, was ich fassen und brauchen konnte. Eine Kritik übte ich nur insofern aus, als ich liegen ließ, was ich nicht zusagend fand und was mich nicht, wenn auch durch einen noch so unverständigen Inhalt, reizte. Sonst war ich gegen Dinge und Personen vollkommen tolerant, im Grunde noch ein Kind im vollen Sinne des Wortes, im Scherz und Ernst, vertrauend und spielend. Um in der wissenschaftlichen Ausbildung früher Versäumtes nachzuholen, trieb ich, neben dem gewissenhaften Besuche und den Repetitionen der Vorlesungen, auch noch philologische Studien, zu deren Leitung ich mir ein Prachtexemplar antediluvianischer Gelehrsamkeit, den sächsischen Magister Rost, einen ausgetrockneten, gnomenhaften Junggesellen mit langer, beweglicher Nase und schnarrender Stimme, gemietet hatte. Wir lasen den Cicero und Demosthenes, den Horaz und Theokrit mehrere Monate miteinander, wobei die unfreiwillige Komik meines Lehrmeisters mich eine Zeitlang höchlichst ergötzte. Dies Vergnügen ließ indes bald nach, und ich verabschiedete den armen Magister, ohne jedoch meinen geliebten Klassikern ganz Valet zu sagen.

Den bei weitem größten Teil meiner freien Zeit nahm das Dappingsche Institut in Beschlag. Hier gab es immer etwas Neues, immer etwas Gutes und Schönes, hier war meine zweite Heimat, und den nie versiegenden Quellen von Bildung und Genuß, welche hier flossen, gab ich mich mit dem nie zu stillenden Durste der Jugend hin. Das Dappingsche Institut

In diesen Räumen wurde meine zur höheren geistigen Gesittung, zur schöpferischen Übertragung in die Wirklichkeit hindrängende Naturanlage nicht bloß stufenweise emporgebildet und zum Bewußtsein gebracht, sondern es kam dieselbe zur unmittelbaren praktischen Anwendung. Unser ganzes Zusammenleben war ein dramatischer Roman, in welchem wir die Helden und Heldinnen spielten und dessen zuweilen spannenden Verwicklungen und heiteren Lösungen der Ernst der Wirklichkeit zur Folie diente.

Zu meinem 17. Geburtstage, den 11. Juli 1816, wurde ich vom Institut auf das reichlichste beschenkt; die denkwürdigsten, für mich verhängnisvollsten Gaben waren eine Anzahl zierlich gestickter Battisthalskragen und ein silbernes

Kreuzchen von der Tante Hofrätin, auf den Hut zu stecken. Natürlich legte ich diese schönen Sachen sofort an und erklärte durch diese Wappenschilder meinen förmlichen Beitritt zu der deutschen Partei, die sich unter der Studentenschaft eine gesonderte Stellung zu geben begann. Dieser keineswegs unwichtige Akt geschah meinerseits ohne alle Berechnung seiner Folgen, ja ohne alle Kenntnis der Personen, welche jene Partei bildeten. Die artige Kleidung gefiel den Frauenzimmern, ich aber gelangte durch diesen gerade zufälligen Geschmack meiner schönen Freundinnen auf einen Weg, der mich mein ganzes Leben hindurch in Atem hielt, mich zu mancherlei Einseitigkeiten, Irrtümern und selbst gefährlichen Verwicklungen verleitete, doch aber, da er auf einen großen Endzweck gerichtet war, durch den Umgang mit vielen ausgezeichneten Charakteren, durch das ernste Verhandeln folgenreicher Ideen und Pläne auf meine eigene Bildung und Kräftigung sowie auf meinen ganzen späteren Lebenslauf einen bedeutenden Einfluß ausübte.

2. Vom Eintritt in die Burschenschaft bis zum ersten Duell.

Die Schwarzen

Jene deutsche Studentenpartei, welche man auch die „Teutonen" oder „Schwarzen" nannte, letzteres wahrscheinlich wegen ihrer schwarzen Röcke und Mützen, vielleicht auch als Nachklang von Lützows schwarzen Jägern, hatte sich unmittelbar nach den Freiheitskriegen, gleichsam aus den Feldlagern heraus, auf den Universitäten gebildet. Jena und Gießen waren die Zentralpunkte in der Entstehungsgeschichte dieser Verbindung. Dort stand dieselbe unter dem Einflusse von Luden [1]), Kieser und Oken [2]). In Gießen machte zwar kein Professor seine Autorität zugunsten der neuen Richtung geltend, desto kräftiger aber wurde dieselbe von einer Anzahl Studierender, die alle als Freiwillige gedient hatten und nun wieder zu den Musen zurückgekehrt

[1]) Luden, Heinrich, Geschichtschreiber, * 1778 in Loxstedt bei Stade, † 23. Mai 1847 als Professor in Jena.

[2]) Oken, * 1779 in Bohlsbach (Baden); 1807—1819 Professor in Jena, 1828 in München, 1832 in Zürich, † 11. Aug. 1851.

waren, vertreten. An ihrer Spitze standen drei Brüder, Söhne des dortigen Universitätsamtmannes, Adolf, Karl und Paul Follenius. (Adolf, der älteste, starb in der Schweiz, Karl, der zweite, und Paul starben in Nordamerika.) Die durch die Freiheitskriege geweckten, durch Preußens Erhebung legalisierten Ideen von deutscher Freiheit und die diesen so untrennbar verwandten Hoffnungen auf deutsche Einheit hatten die Gemüter dieser Männer besonders lebhaft ergriffen, und sie bemühten sich nun, jenen allgemeinen Ideen durch eine organisierte Studentenverbindung gleichsam eine Verkörperung und eine lebendige Bürgschaft für die Zukunft zu geben. Ihnen schlossen sich andere an, meist aus dem Felde zurückgekehrte, ernste, mit Orden und Narben geschmückte Männer, Professoren und Studenten. Es folgten immer mehr in gleicher Art begeisterte Männer; so war die Verbindung geschlossen und bereits über mehrere Universitäten verbreitet, bevor sie noch ein Statut diskutiert oder einen Namen angenommen hatte.

Die Sache hatte freilich einen ganz anderen Charakter und ging weit über die Grenzen der bisherigen landsmannschaftlichen Vereinigungen hinaus, die nur auf den flüchtigen Abschnitt des Studentenlebens, auf bessere Geltendmachung und Genuß berechnet waren. Hier dagegen sollte die deutsche studierende Jugend zu dem großen Gedanken einer totalen Umgestaltung aller vaterländischen Verhältnisse emporgehoben werden. Deutschlands Einheit durch Beseitigung, wenn auch vorläufig nur ideelle Negation aller partikularistischen Schranken und Tendenzen, sowie Deutschlands Freiheit gegenüber äußerer und innerer Despotie, dies waren die wohlbewußten Aufgaben, welche sie sich stellte. Ihre Lösung hoffte man dadurch zunächst anzubahnen, daß man den Sinn für diese Ideen, die durch die Befreiungskriege weithin geweckt waren, unter der Klasse der jugendlichen Intelligenz recht tief einsenkte und so sichere Keime für die Zukunft pflanzte.

Kräftig und rein sollten diese Grundlagen vor allen Dingen gelegt werden. Körperlich, geistig und sittlich tadellos sollten die Genossen dieser Verbindung dastehen. Körperliche Stärke, Mut und Gesundheit wurden gefördert durch Turnen, Bergsteigen, Schwimmen, Fechten; ernste,

fleißige Betreibung der Studien sollte die künftige Betätigung im staatlichen Leben sichern. Sittenreinheit, Biederkeit und Lauterkeit des Wandels wurden als Grundbedingung von allen gefordert. Aufgeputzt wurden diese unleugbar tüchtigen Elemente mit dem ganzen mittelalterlichen Modepomp der damaligen Romantik. Die ernste, kleidsame Tracht, die lang herabwallenden Locken, die alten Schwerter und Helme, die hier und da aufgetrieben wurden, die Poesien und Gesänge, die überall erklangen, trugen nicht wenig dazu bei, die Jugend anzuziehen, zu begeistern und dauernd zu fesseln. Im Hintergrunde noch erblickte man oder glaubte man zu erblicken bedeutungsvolle Gestalten angesehener Gelehrten und Professoren, glänzende Namen von Staatsmännern und Dichtern, ja sogar ruhmvolle Feldherren und Fürsten wurden als solche bezeichnet, die dem neuen Geiste zugetan und von der Notwendigkeit einer großen und vollkommenen Umgestaltung der vaterländischen Angelegenheiten ergriffen seien.

Zu diesen Männern und ihren folgenschweren Plänen wurde ich, an des spielenden Zufalls Hand, durch die Romantik meiner Damen und ihre gestickten Halskragen herangeführt.

Kaum nämlich war ich ein paar Tage so geschmückt einherstolziert, als ich mich der Beachtung, der Begrüßung und bald auch der Anrede jener ritterlichen schwarzen Recken, die ich hier und da auf Feld und Burgtrümmern erblickte, zu erfreuen begann.

Adolf Follen

Adolf Follen [1]), der Siegfried dieser modernen Nibelungen, lud mich zum Besuch und gleich auf den folgenden Sonntag zum Spaziergang nach Neckarsteinach ein. Unter den vier oder fünf Spaziergängern befand sich auch der junge Maler Fohr aus Darmstadt, ein sehr talentvoller Mensch, der gleichfalls der altdeutschen Richtung huldigte und dieselbe in die Kunst zu übertragen bestrebt war. Unser Spaziergang bestand in einem sogenannten Dauerlauf vom Karlstor an ohne Unterbrechung bis auf die Höhe von Neckargmünd, eine gute Stunde Wegs lang. Die Zunge hing mir ungefähr vor dem Mund, als wir endlich anhielten.

---

[1]) Vgl. hierzu Hermann Haupt: H. K. Hoffmann, S. 357 ff.

Ich ließ mir aber nichts merken und wurde nun, in Erwägung meiner Jugend und Ungeübtheit, höchlichst belobt. Hierauf setzten wir uns an den Uferabhang ins Gebüsch, und Fohr zeichnete die schöne östliche Ansicht Neckargmünds, des herüberblickenden Dilsberges und des vom Neckar in geschwungenem Bogen durchzogenen Tales, während Follen trefflich übersetzte Strophen aus Tassos befreitem Jerusalem vortrug. In Neckarsteinach erkletterten wir die Burgen, sangen Körnersche, Schenkendorfsche, Arndtsche Lieder und fuhren am Abend im Nachen wieder nach Hause. So wurde ich der Knappe, bald aber auch einer der bemerkteren Ritter dieser Partei, deren antik-großartige Zwecke, in Verbindung mit ihren romantischen Formen, mich immer vollständiger gewannen.

Mitglieder

Die Zahl der Auserwählten war damals in Heidelberg noch sehr klein. v. Mühlenfels, ein geist- und leidenschaftsvoller zerhauener Lützower von der Insel Rügen, Hammer, ein schlanker, krauslockiger Rotkopf aus Koblenz, Wippert, mit ungeschorenem Bart und Haupthaar, aus Tübingen, v. Beulwitz und Jung aus Baden, letzterer gegenwärtig Professor der Medizin in Basel, Walther[1]), der jetzige ultramontane Kirchenrechtslehrer in Bonn, damals schon glatt und zweideutig, v. Pape, ein ritterlicher hannoverscher Baron, Kretschmar endlich aus Schlesien waren, nebst Follen und Fohr, die namhaftesten.

Follens Erscheinung

An Follen schloß ich mich am innigsten an, wozu die Poesie seines Geistes und seiner Erscheinung wohl das meiste beitrug. Er stellte in seinem Äußeren das vollendete Bild eines Revenant der Ritterzeit dar. Von stolzer Figur, mit mächtigen Gliedern ausgestattet, trug er auf seinen breiten Schultern ein wunderbares, fast furchtbar schönes Haupt, von einer Fülle kastanienbrauner Locken wie von einer Löwenmähne umwallt. Seine Haltung, sein Gang, sein Blick, seine Sprache harmonierten vollständig mit diesen heldenmäßigen Körperformen, und wenn er, mit dem Eisenhelm bedeckt, ein altes Ritterschwert schwang oder in ungeheurem Anlauf einen 18 Fuß breiten Raum übersprang, dann glaubte man wahrhaftig, einen urweltlichen Recken

---

[1]) Vgl. hierzu Band 3 der Lebenserinnerungen.

vor sich zu sehen. Während er im Alltagsleben schwarz wie eine Kohle gekleidet einherging, bestand seine Galatracht in einem kornblumfarbigen deutschen Rock, der nur mit ein paar Krämpen am Hals und an den Schultern geschlossen war, die Brust bedeckte eine Weste aus Purpursamt, oben und unten mit Goldborten eingefaßt, das rehfarbige Beinkleid lag eng an, und befranste Halbstiefelchen umschlossen die Füße. Man wird zugeben müssen, daß diese geschmackvolle Tracht einen etwas starken Theatergeschmack hatte, und unser erfindungsreicher Follen fand in diesem Stücke nicht nur keine Nachahmer, sondern wurde über seinen kostbaren Aufzug sehr entschieden verhöhnt. Aber das irritierte ihn nicht, und wir ließen seine Absonderlichkeiten um so lieber gelten, als er außerdem so viele prächtige Eigentümlichkeiten hatte, und überhaupt in jenen Tagen das Ungewöhnliche das Gewöhnliche war.

Maler Fohr

Der Maler Fohr[1]) hatte seine besondere Freude an diesen äußeren Formen unserer Ritterlichkeit und verewigte dieselben in trefflichen Zeichnungen, die er mit der Rabenfeder in kürzester Zeit und mit außerordentlichem Talent zu Papier brachte. Bald waren es einfache Porträts, bald ganze Gruppen von Kreuzfahrern, worin wir solchergestalt figurierten. Die meisten dieser artigen Bilder sind wohlerhalten in einer Mappe des Frankfurter Museums aufbewahrt. Fohr ging im Herbst des Jahres 1816 nach Rom und ertrank 1818 beim Baden in der Tiber. Im Frühling 1821 sah ich dort sein Grab am Fuße der Pyramide des Cestius.

Das Hauptquartier

Follens Zimmer war unser Hauptquartier, da wir kein Kneipenleben führten. Dort oder gelegentlich bei einem anderen Freunde oder auf Spaziergängen fanden wir uns zusammen. Gegen den Herbst hin sammelten wir uns immer häufiger und zahlreicher bei unserem Bannerträger. Gewöhnlich kam ich zuerst abends, wenn es dunkelte. Da saß er denn feierlich in einem Armstuhl, im Scheine von zwei Wachskerzen, die Ottave Rime der Gerusalemme

---

[1]) Vgl. hierzu Dieffenbach, das Leben des Malers Fohr. — Durch Herrn Rechtsanwalt Ullmer in Wiesloch ist eine Veröffentlichung dieser zurzeit im städtischen Kunstinstitut befindlichen Skizzen angeregt und bald zu erwarten (von ihm selbst mir mitgeteilt).

liberata übersetzend. Ebenso begierig, als ich zuhörte, las er seine Arbeiten vor, und soviel mir von denselben jetzt noch nachklingt, kann ich behaupten, daß seine Verse sehr melodisch und, wenn auch hier und da im altdeutschen Geschmack maniriert, doch von großem poetischen Werte waren.

Schade, daß es Follen an der Ausdauer zur Vollendung dieses Werkes gebrach, oder daß der Einfluß rigoristischer Freunde, welche dies Treiben als ein Spiel der Eitelkeit verdammten, ihn davon abbrachte. Wir würden durch ihn einen deutschen Tasso [1]), wie durch Voß einen deutschen Homer, erhalten haben. Nach und nach füllte sich das Zimmer mit Neuhinzukommenden, die Unterhaltung ward mannigfaltiger, lauter: „Bauer," so nannten wir Follen, „kannst du mir ein paar Gulden leihen?" — „Zieh die

---

[1]) In meinem Besitz befindet sich, geziert mit einem schwarz-rot-goldenen Streifen, ein Heft mit folgender Aufschrift:

Torquato Tassos befreites Jerusalem, Teutsch von Adolf Ludwig Follen, Freysinnigen Germanen geweiht.

Neunter Gesang als Probe des Ganzen.
Im Auftrage bey Eichenberg in Frankfurth.

Als Einleitung finde ich folgendes Gedicht, das auf die Burschenschaft Bezug hat:

Euch an des Neckars wunderschönem Strande,
O Bruderherzen, einst so treu verbündet:
Sei dies mein Wort, als Lebewohl, verkündet.
Oh nehmt's zum ewigen Lieb- und Treue-Pfande.

Durch Liebe zu dem ewigen Vaterlande
Ward unser ewiger Liebesbund gegründet,
Ist alles einst erstarkt, geklärt, entzündet,
Dann sprengt die kühne Glut der Feigheit Banden.

Wir wuchsen treu in Lieb und Leid zusammen,
Stahl wird die Eisenbrust in Schicksals Flammen,
Wer Liebe tötet, lebt in Judas Fluch!
Den gleichen Brüdern aber gilt der Spruch:

Des Freien Amen,
Des Tyranns Erblassen,
Die Ichheit hassen,
Heiß sein Volk umfassen!

Schublade auf und nimm." Es war eine Kommodenschublade, deren Boden mit sechs Bätzern, dem Restbetrag des letzten Wechsels, bestreut war, und wo der Bedürfende zugriff. Daß dieser Reichsschatz nicht lange anhielt, ist begreiflich, sowie daß unser splendider Freund, als er im folgenden Semester relegiert wurde, eine gute Portion Schulden hinterließ. — „Wenn ihr trinken wollt, in dem Kabinett steht Wein." Und da stand ein hoher, bauchiger Steinkrug, der wohl sechs bis acht Maß Wein enthielt. Ein Becher war nicht dabei. Wir hoben also den Krug an den Kopf und tranken und tranken, bis das Gefäß allgemach handlicher und schließlich bis zum letzten Tropfen geleert war. Dann, höher erregt, griffen wir zu den Rappieren und Klingen, die überall herumstanden, und hieben im zweifelhaften Schimmer des Kerzenlichtes freundschaftlich aufeinander los, wobei nicht selten die Gesichter blutig, die Röcke in Fetzen gerissen wurden [1]).

Heinrich v. Gagern

Noch einer Bekanntschaft aus jenem Zeitabschnitte habe ich zu erwähnen, deren Gegenstand zwar nicht in unmittelbarer Verbindung mit meinen schwarzen Genossen stand, aber doch später an den burschenschaftlichen Bestrebungen Anteil nahm und endlich, nach mehreren Jahrzehnten, noch durch Verwandtschaftlichkeit [2]) politischer Anschauungen in sehr nahe Beziehungen mit mir kam.

Es ist Heinrich v. Gagern. Wir trafen uns zuerst auf dem Fechtboden in den Unterrichtsstunden bei Kien-

---

[1]) Anmerkung des Verfassers: Adolf Follen hielt sich 1819 eine kurze Zeit als Zeitungsredakteur in Elberfeld auf, mußte von dort in die Schweiz flüchten, wurde in einer Schule in Chur angestellt, heiratete eine sehr reiche Erbin und kam durch unkluge Wirtschaft und den Bankerott eines Buchhändlers, mit dem er assoziiert war, um den größten Teil seines Vermögens. Er beschäftigte sich viel mit Poesie und blieb seiner romantischen politischen Anschauung treu. Humoristische Freunde gaben ihm den Namen „Deutscher Kaiser". (Nach W. Menzel, S. 128, wurde von A. Follen erzählt, er habe in Heidelberg sich vor dem Spiegel mit einer aus Goldpapier gefertigten Kaiserkrone geschmückt.) Im Alter bewirtschaftete er ein kleines Bauerngut im Thurgau und starb im Dezember 1855 in Bern.

[2]) Siehe hierzu Band 2 der Lebenserinnerungen.

strop, unserem großen akademischen Waffenmeister. Gagern war von gleichem Alter mit mir, aber körperlich weit kräftiger und hatte den vorjährigen Feldzug gegen Napoleon und die Schlacht bei Waterloo als Nassauischer Leutnant mitgemacht, während sein Vater niederländischer Minister und Gouverneur der oranischen Erblande gewesen war. Er war ein blühender, starker, blonder Bursche, von ernsthaftem, deutschem Wesen. Wir verloren uns bald wieder aus den Augen und sahen und sprachen uns erst wieder im Sommer des folgenden Jahres, wo burschenschaftliche Beratungen uns zusammenführten, bei welchen die ruhige, ich möchte sagen, staatsmännische Behandlung der Dinge bei Gagern mich um so mehr frappierte, als wir übrigen, ohne Ausnahme, hier wie überall, unserer Neigung zu romantischer Exzentrität freien Lauf ließen [1]).

[1]) Ein weiteres Zusammentreffen meines Großvaters mit Gagern fand im Jahre 1830 in Darmstadt statt. Des politischen Interesses halber lasse ich diesen kurzen Abschnitt aus der Lebensbeschreibung hier folgen. Er schreibt:

Die bedeutendsten Persönlichkeiten im Kreise unserer Darmstädter Freunde waren der Medizinalrat Huth, eine echt süddeutsche Natur, voll namhaften Feuers, genialen Humors und gemütlicher Grobheit, der brave, unerschütterliche, verständige Eigenbrodt und Heinrich v. Gagern, mit welchem ich seit meiner frühesten Universitätszeit erst jetzt wieder zusammentraf. Damals bekleidete er das Amt eines großherzoglich hessischen Regierungsrates und war, wenn auch für die vaterländischen Zustände so warm wie je interessiert, doch noch außerhalb des Gefechtes. Er bewarb sich aber nach dem Tode seiner Frau um einen Platz in der Kammer, und zwar ganz offen bei der Volkspartei, kaufte Güter an der Bergstraße, um wählbar zu werden, und nahm, als das Ministerium ihm den Urlaub verweigerte, sofort seinen Abschied aus dem Staatsdienste. Gagern war nicht der Mann, vor großen Entschlüssen und deren Konsequenzen zurückzuschrecken.

Jetzt lebte er noch in dem glücklichen Besitz seiner Frau, noch in den Honigmonden der jungen Ehe und ahnte noch nicht, daß unter diesen Blüten der Wurm des Todes sein Zerstörungswerk verbarg. Im Hause Gagerns lernte ich auch dessen Vater, den alten geist- und phantasievollen Minister, kennen, und hier wurde ich zuerst in die politischen Ideen und Hoffnungen dieser ausgezeichneten Familie eingeweiht. Die Gagernsche Familienpolitik, welche der alte Minister wahrscheinlich erst nach seiner Entlassung

aus niederländischen Diensten sich klar entwickelt, worin er sich durch den freundschaftlichen Verkehr mit Freiherrn v. Stein gewiß gefestigt hatte, und welche in seinen beiden Söhnen Fritz und Heinrich ihre wissenschaftliche und praktische Ausbildung erhalten sollte, bestand mit zwei Worten in der konstituierenden Freiheit Deutschlands und dessen Einigung unter preußischem Zepter. Der alte Herr entwickelte mir, als dem preußischen Gaste, besonders jetzt sehr prägnante Ideen mit vieler Wärme und rückhaltloser Offenheit. „Was wollen Sie von deutschen Staaten und deutschen Fürsten erwarten. Das ist nichts als eine aus Sonderinteressen und nichtswürdigen Eifersüchteleien zusammengesetzte unorganische Masse. Kein einziger Regent oder Staatsmann hat vaterländische Ziele im Auge. Österreich mit seinem versimpelten Kaiser und seinem antideutschen Metternich kann und will uns unsere dringendsten nationalen Bedürfnisse niemals befriedigen. Es ist durch und durch unfrei und undeutsch. Das deutsche Volk ist brav und intelligent, aber politisch unmündig. Also muß ein Staat sich an die Spitze der Bewegung stellen, der die Tradition und die Macht hat, dieselbe zu leiten. Dies ist seit zweihundert Jahren nur Preußen; der König von Preußen ist der natürliche Erbe der deutschen Kaiserkrone, und er wird dieselbe erwerben, weil er muß." Als ich unverhohlen mein Erstaunen über diese kühnen Gedanken aussprach und den bekannten ängstlichen und revolutions-, um nicht zu sagen ideenfeindlichen Charakter Friedrich Wilhelms III. dem entgegenhielt, wurde der Alte ganz leidenschaftlich. „Was wollen Sie denn, daß er tun und lassen soll? Muß er denn nicht schon, um der Sicherheit seines eigenen Landes willen, in Braunschweig und Kurhessen einschreiten, wo man eben die Fürsten fortgejagt hat? Und so wird man es bald überall in den kleinen Staaten machen, überall wird er die Türen zur Intervention geöffnet finden; er braucht nur hineinzuspazieren, und er muß hineinspazieren, wenn er nicht die Revolution oder die Fremdherrschaft über halb Deutschland sich ausbreiten lassen will. In der einen Hand den Degen, in der anderen die Verfassung, so erobert er auf dem friedlichsten Wege ganz Deutschland und unter jubelnder Zustimmung der Nation!"

Ich war ergriffen, entzückt, aber nichts weniger als überzeugt. „Er tut es doch nicht," sagte ich halb für mich hin. „Nun dann," rief unmutig der alte Herr, „gestehen Sie nur, daß Preußen gar keine Politik mehr haben, daß es aufhören müßte, Preußen zu sein." — „Ja," gab ich zur Antwort, „wie ich die preußische Staatsmaschine und ihre Lenker kenne, fürchte ich sehr entschieden dieses mehr, als ich jenes hoffe. Unser König, von Natur eng und spießbürgerlich angelegt, wird auf einen solchen Gedanken schon um seiner genialen Kühnheit willen niemals freiwillig eingehen

Meine wissenschaftlichen Studien in diesem Semester waren zwar ernst und ehrlich gemeint, förderten mich jedoch, da mir das ganze Gebiet der Heilkunde zu fremd war, nur wenig. Ich hörte bei Conradi Enzyklopädie und Methodologie der Medizin, bei Tiedemann Osteologie und Syndesmologie[1]) nebst Zoologie, bei Schelver Botanik. Die Conradische Enzyklopädie gab, was sie geben konnte, einen leeren Formalismus, eine äußerliche, summarische Beschreibung eines Dinges, dessen Wesen erst sein konkreter, detaillierter Inhalt ist, und nebenbei eine ebenso äußerliche Literaturkenntnis, in den Titeln und dem Ansehen ganzer Körbe voll medizinischer Bücher bestehend. Es gehört viel guter Wille und viel Gläubigkeit dazu, seitens der Lehrer und der Lernenden, um ein solches Kollegium ein halbes Jahr lang durchzuführen. Doch wurde ich, wenn auch nicht sonderlich erbaut, nicht müde, Paragraphen anzuhören und Bemerkungen niederzuschreiben, als diktiere sie der heilige Geist.

Wissenschaftliche Studien

und ihn, da derselbe auf einen Pakt mit den revolutionären Zeitideen hinausläuft, absolut von sich stoßen." Leider war mein sehr unstaatsmännisches, aber psychologisches Urteil das richtige. Der Regent, welcher die wunderbare Erhebung seines und des ganzen deutschen Volkes zu nichts anderem als zur Zerbrechung des napoleonischen Joches zu verwenden gewußt hatte und der selbst unter den ersten vor dem heraufbeschworenen Geist zitterte, die in der Not abgepreßten Zugeständnisse und Gelöbnisse verleugnete oder vereitelte, der in fünfzehn gesegneten Friedensjahren fast alle Kräfte des Staates zur Erhaltung einer großen Armee und eines immer mehr anwachsenden Beamtenheeres verbraucht hatte, dem die Aufrechterhaltung seiner königlichen Prärogative, die Ausbildung des patriarchalischen Absolutismus zur vollendeten Bureaukratie und die Niederwerfung der Selbstregierung des Volkes Hauptlebensaufgabe geworden war, ein solcher Regent, jetzt schon sechzig Jahre alt, konnte einem unbefangenen Gefühle nach unmöglich die wagnisvolle Rolle eines Messias Deutschlands übernehmen wollen. Frieden, Ordnung, Rechtszustand waren seine Losungsworte und in seinem Geiste identisch mit Unterdrückung aller idealen Bewegung, Aufrechterhaltung des Bestehenden und voller Reaktion gegen jede Neuerung. Interessant und tiefster Beherzigung wert schien mir indes das Gagernsche Programm, und ich faßte es auf als ein Saatkorn fruchtbarster Art, welchem nur der rechte Säemann und der günstige Boden gegenwärtig fehlte (vgl. auch Bd. 2 der Lebenserinnerungen).

[1]) Syndesmologie: Bänderlehre.

Die Botanik Schelvers war ganz geeignet, das praktisch lebendige Interesse für dieses Studium zu töten, denn sie war, wie alles, was Schelver trieb, nur naturgemäße Spekulation und symbolische Spielerei. Auch habe ich von der Zeit an die Botanik, worin ich bereits sehr hübsche Kenntnisse besaß, vollständig beiseite liegen lassen.

Tiedemann war es, bei welchem wir wirklich etwas lernten. Freilich zunächst auch nur die Knochen und Bänder des menschlichen Körpers. Diese Kenntnis blieb die einzige reelle Ausbeute meines ersten Universitätshalbjahres, denn die Zoologie, welche mindestens allgemeine anatomische Kenntnisse voraussetzte, verstand ich in sehr wesentlichen Punkten gar nicht, und so dienten diese Vorlesungen höchstens zur Erklärung in naturhistorischen Dingen, ohne daß sie mir eine gründliche Kenntnis dieses speziellen Faches aufgeschlossen hätten. Wenn z. B. von dem Darmkanal, den Ovarien, den Vierhügeln usw. gewisser Tiergeschlechter die Rede war, so wußte ich mir hiervon nur eine sehr unbestimmte, in den meisten Fällen sogar gar keine Vorstellung zu machen. Über alle diese Rätsel ließ sich unmöglich sofort die Lösung einholen, und erst, nachdem ich im folgenden Semester die menschliche Anatomie durchstudiert hatte, bekam ich Verstand und Interesse für Zoologie und Zootomie.

Mannheimer Antikensaal

Noch von einer anderen Seite wurde mir der Reichtum der Welt aufgeschlossen. Tiedemann machte gegen das Ende des Semesters mit einer kleinen Zahl seiner Auserwählten eine Exkursion nach Mannheim. Die dortigen naturgeschichtlichen und ethnographischen Sammlungen waren das Ziel der Fahrt. Nachdem wir nun das ausgebalgte, getrocknete, in Weingeist aufbewahrte Getier, seine Knochen und Schalen, nebst sonstigen Herrlichkeiten genugsam unter den lehrreichen Erläuterungen des Meisters angestaunt hatten, führte dieser uns in die Gemälde- und Antikensammlung[1]). Hier war es, wo mir eine neue Geisteswelt aufging. Bisher hatte ich weder ein nennenswertes Ölgemälde, noch den Abguß einer Antike gesehen. Die

[1]) Die noch heute im Schlosse zu Mannheim befindliche Gipsabgußsammlung.

Einwirkung der letzteren versenkte mich denn auch noch mehr als der Anblick der Gemälde in eine wunderbare, entzückungsvolle Stimmung. Wohl hatten meine neualtdeutschen Freunde, besonders Fohr und Sollenius, mich auf die mittelalterlichen Steinbilder an alten Kirchen und Schlössern, auf die andachtsvolle Innigkeit, den feierlichen Ernst ihres Ausdruckes sowie auf den stolzen Schwung und die geheimnisvolle Pracht gotischer Bauformen vielfach aufmerksam gemacht und mich auf dieselben als den höchsten, idealsten Typus aller Kunstschöpfung mit entschiedenster Ausschließlichkeit hingewiesen. Hier aber fand ich mich plötzlich in einem meinem innersten Wesen verwandten Element. Hier sah ich etwas anderes, als jene immerhin bedeutenden, charaktervollen, aber doch nur einen begrenzten historischen Abschnitt menschlicher Entwicklung einseitig genug abspiegelnden Gestalten ritterlichen Trotzes und klösterlicher Askese. Hier zum erstenmal sah und erkannte ich die einige Menschennatur in ihrer vollen, ursprünglichen, unverkünstelten Wahrheit, die paradiesisch nackte Natur, gleich fern von lüsterner Frechheit wie von blöder Scheu, unantastbar geschützt durch den Schleier der Anmut, vergöttlicht durch das unverkümmerte Bewußtsein menschlicher Berechtigung. So wirkte das Zusammentreffen mit diesen griechischen Göttern und Heroen auf meine Seele, und ich mußte mir gestehen, daß erst jetzt der erste Lichtstrahl in die chaotische Nacht meiner Kunstgefühle gedrungen sei. Doch nicht ohne einen gewissen Kampf bestand ich diese Feuertaufe des Genius, da ich mir bewußt war, daß ich in einen Abfall von den Dogmen der Verbündeten, in eine patriotische Kunsthäresie dadurch geriet. Doch mußte ich der Kraft und Wahrheit meiner Empfindung die Ehre lassen.

In den Bekenntnissen meines Tagebuches, unterm 14. September 1816, suche ich mir die hierdurch bereits etwas schief gewordene Stellung mit der naiven Deutung zu ebnen, daß ich für alle Zeiten von dem Eindruck jener Bildwerke und dem Lichte, welches sie in mir entzündeten, erfüllt, von nun an die Denkmäler anderer Völker nicht ungesehen verachten wolle, wenn mir auch sonst das Vaterland über alles ginge.

Wir sehen, daß, wenn der Geschmack, nämlich der

kragenstickende Geschmack meiner Damen, mich zunächst jener teutonischen Verbrüderung zugeführt hatte, jetzt mein eigener Geschmack es war, welcher zuerst die Fäden zu lösen begann, die mich dorthin fesselten. Die starre Einseitigkeit, die abstrakte, berechnende Konsequenz des Parteigetriebes konnte der freien Unbefangenheit meiner Natur unmöglich auf die Dauer genügen.

Liebes-abenteuer

So ausgerüstet, im sinnlichen Kraftgefühl wachsender Erkenntnis und allseitigen Strebens und Begehrens, wagte ich mich denn auch mit mehr Entschlossenheit auf den lockenden Pfad göttlicher Abenteuer. Bald war es ein stattliches Fräulein S., der wir auf einsamen Sonntagnachmittags-Promenaden nachstiegen, bald ein liebliches Fräulein V., aus deren Vergißmeinnichtaugen wir einen Strahl zu erhaschen suchten, bald ein feuriges Fräulein R., dem wir im Tanze die Hand drückten. Diese Heldentaten indessen hatten einen wunderlichen Charakter. Sie wurden von uns Freunden gemeinschaftlich betrieben, Pläne und Resultate unseres Minnedienstes wurden durchaus sozialistisch behandelt, und die höchste Dividende, welche diese Zärtlichkeits-Aktiengesellschaft zog, bestand in einem Ständchen oder einem mitternächtlichen Lebehoch unter den Fenstern der Angebeteten.

Die deutsche Burschenschaft[1]

Andere Dinge ergriffen und beschäftigten von da an immermehr meinen Sinn. Es war der poetisch-patriotische

---

[1]) Vortrefflich geschildert von Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, Bd. II S. 357 ff. Dazu Anmerkung des Verfassers: Fichte hatte schon 1795 eine Verbindung von „Deutschjüngern" in Jena zu gründen versucht, und später in Berlin eine Burschenschaft wirklich zustande gebracht. 1816 wurde die erste Verbindung dieses Namens in Jena wiederhergestellt, während schon 1814 in Gießen eine „Deutsche Lesegesellschaft" gegründet wurde, welcher ganz verwandte vaterländische Tendenzen unterlagen. Ihre Stifter waren W. Snell, später Kriminalrichter in Dillenburg, der dann nach Bern flüchtete; Justizrat Hostmann aus Rödelheim, die Brüder Pfarrer Dombois aus der Walterau und der Pfarrer Weidig aus Friedberg. Karl Follen verwandelte diesen 1815 aufgelösten Leseverein in demselben Jahre in einen „Bildungs- und Freundschaftsverein". Die Mitglieder dieses Vereins waren die ersten eigentlichen Schwarzen, von ganz entschieden demo-

Geist, welcher sich der Nation bemächtigt hatte und bei der tatenlustigen Jugend nach organischer Gestaltung strebte. Bisher hatten wir sogenannten Schwarzen, gleich einem vorgeschobenen Freikorps, formlos, nur durch die Attraktionskraft verwandter Gesinnungen zusammengehalten, unter der großen Studentenmasse uns bewegt. Die Mehrzahl der letzteren bestand aus Renoncen, jungen Leuten, die keiner Verbindung angehörten, sei es aus Verstand und ausschließlichem Sinn für die Wissenschaften, sei es aus Indifferenz und Trockenheit des Charakters oder aus Rücksichten der Sparsamkeit und Ängstlichkeit. Sie stellten den tiers état, das Philisterium, in der Studentenwelt dar. Eine andere starke Fraktion bildeten die Korps, die echten Vollblutrepräsentanten des alten Komments, des untilgbaren Studentenzopfes und der politischen Zerrissenheit Deutschlands. Sie hatten 130 Mitglieder, und sie konstituierten sieben oder acht Landsmannschaften: Rheinländer, Schwaben, Nassauer, Westfalen, Kurländer, Helveten, Holsteiner und Vandalen, ein treues Nachbild der großen Völkerwanderung. Die widerwärtigsten, mit Bewußtsein dem deutsch-patriotischen Treiben feindseligsten waren die Kuronen, Deutschrussen und Russenfreunde, die ihre deutsche Abstammung und Sprache benutzten, um auf Deutschlands Universitäten das patriotische Gefühl der Jugend zu verirren, zu verhöhnen und zu zerstören.

In diesem schmachvollen Treiben fanden sie bei Kameraden und Behörden vielfach innigen Anklang und willige Unterstützung. Die meisten unter ihnen, frech und liederlich, als echte russische Barone, zogen in vollendetem Burschenpomp, mit Sporen und Peitsche, mit Bändern und Hunden, durch die Straßen der Stadt oder fuhren und ritten in

---

kratischer Farbe und deutscheinheit- und freiheitlichen Bestrebungen: Die Idee des Mysteriums, der Geheimlehre für die Eingeweihten und Unbedingten, gegenüber dem mehr allgemeinen und mehr formellen Wissen der weniger Sicheren wurde schon damals ausgesprochen und verwirklicht. Ich weiß dies aus den Mitteilungen Kahls und Maisheimers, wie denn auch jene Theorie ganz in der Natur Karl Follens begründet war und methodisch stets wahrscheinlich bis an sein Tatenende geübt wurde. (Vgl. hierzu Hermann Haupts: Karl Follen, und desselben: Hofmann).

üppigen Zügen zu Lustbarkeiten und Kommersen über Land. In ihrem Cortège, sichtbar geehrt durch die brüderliche Zutunlichkeit der großen Herren, die biederen Schwaben und die Nassauer, die ehrlichen Holsaten und die Vandalen, denen es schmeichelhafter erschien, einen fremden Barbarennamen zu führen als einen deutschen. Das war im Jahre 1816, kaum drei Jahre nach der Erhebung Deutschlands und der Schlacht bei Leipzig. Überall schon jetzt in den Regierungssphären Verdacht und Mißtrauen, überall im Volk tiefe Spuren politischen Stumpfsinnes, philiströser Genußsucht, kriechende Vornehmtuerei. Wahres, tatkräftiges patriotisches Gefühl, männlicher Zorn über reaktionäre Tendenzen traten nur sehr vereinzelt zutage. Jener große, mächtige Geist der Dichter und Denker, der Kämpfer, der Philosophen und Staatsmänner, welche das Vaterland wachgerüttelt und gerettet hatten, der Geist eines Körner und Arndt, eines Schenkendorf und Fichte, eines Stein und Scharnhorst war bereits für die Großen wie für die Masse des Volkes überlebt, abgestanden, erstorben in seiner ersten großen, schönen Blüte. Wir nun stellten uns die glorreiche Aufgabe, diesen stolzen Geist überallhin zu wecken und zu vertreten, gegen die Reaktion aber, die sich im Staat und in der Gesellschaft breitmachte, frisch und mutig anzukämpfen. Unser nächster Angriffspunkt war das Universitätsleben, das zersplitternde Landsmannschaftswesen mußte durch eine einheitliche deutsche Burschenschaft abgelöst, der Pauk- und Bierkomment durch neue, unseren ritterlichen, romantischen Begriffen entsprechende Bräuche und Sitten verdrängt werden.

Korps gegen Burschenschaft

Gegen diese revolutionären Tendenzen aber empörte sich das altherkömmliche Studentenbewußtsein auf das heftigste, und, sobald wir mit unserem Plan der Gründung einer Burschenschaft ernstlich hervortraten, brach der schon lange unter der Decke glimmende Funken in heftige Flammen los. Wir wurden von den Korps feierlich in Verruf erklärt, und sofort kam es auf einem öffentlichen Platz zur solennen Keilerei. Ein Kurländer, v. Fircks, hatte einen der Unsrigen, v. Pape aus Hannover, mit dem Stock gehauen. Großes Wutgeschrei auf beiden Seiten. v. Fircks und v. Pape schossen sich, und letzterer bekam eine Kugel

in den Schenkel. Jetzt mischte sich der Senat in die Sache. Die Duellanten wurden relegiert, auch unser Führer Adolf Follen, den übrigen Ruhe und Eintracht geboten. Unter den Studenten gewann indes die Burschenschaftsidee immer mehr Anhänger, und bereits am 1. März 1817 konnten wir, ungefähr 120 Burschen, die neue Verbindung feierlich inaugurieren. Der Burschenbrauch [1]) und Ehrenspiegel waren vollendet, die Vorsteher wurden gewählt, die Farben schwarz-rot-gold bestimmt, und ein fideler Kommers in der Müllerei am Riesenstein [2]) gab dem Bunde seine Weihe. Nolens volens mußten, bei so respektabler Menge, die Korps uns anerkennen; der Verruf wurde aufgehoben, und der diplomatische Verkehr mit zahlreichen obligaten Paukereien wiederhergestellt. Der akademische Senat tolerierte uns, Gründung der Burschenschaft

---

[1]) Für diesen „Burschenbrauch" hatte Carové den Entwurf gemacht und hielt am 23. Februar 1817 einen Vortrag, in dem er diesen Verfassungsentwurf darlegte. Der Titel des in meinem Besitz befindlichen Heftes lautet:

Vortrag am 23. Februar 1817 bei Darlegung des Verfassungsentwurfes für eine allgemeine Burschenschaft zu H.
im Namen der mit diesem Entwurfe Beauftragten
gehalten
von
F. W. C.

Jedem das Seine.

1817.

[2]) Bei diesem Stiftungsfest wurde folgendes Lied gesungen, dessen Text sich unter den hinterlassenen Papieren meines Großvaters befindet:

1. Vater, sieh auf uns hernieder,
Segne unsern Liebesbund,
Deine Deutschen haben wieder
Sich erkannt als alte Brüder,
Tun's in lautem Jubel kund!

Chor:
Vater, schaue segnend nieder
Auf der Brüder neuen Bund,
Daß sie nimmer weichen wieder
Von der Eintracht festem Grund.

indem er uns inkognito, wie auch die übrigen Verbindungen, fortexistieren ließ. Thibaut hatte unsere Statuten konfidentiell geprüft und nichts dagegen zu erinnern gehabt. Von jetzt an wurde ich nun eigentlich mehr Student, mehr regelmäßiger „miles academicus", der neuen Verbindung und ihren offenen und geheimen Zwecken mit Eifer zugetan. Ich besuchte fleißig die Versammlungen, focht und turnte auf das eifrigste, spielte auf den Kommersen durch meine gute Laune und meine gewaltige Stimme eine hervorragende Rolle, ließ mich von der Rednerbühne herab vernehmen und gelangte bald in den Vorstand, dem ich bis zu meinem Austritt aus der Verbindung angehörte.

Demagogen

Dies war die Aversseite der Burschenschaft; der Revers zeigte wirklich demagogische Tendenzen, politische Zwecke zur einfachen, einheitlichen, freiheitlichen Gestaltung Deutschlands. Freilich hatten diese Ideen keine feste Gestalt, diese Fraktion der Verbindung keine Organisation, aber es war doch Politik, die hier getrieben wurde, wenn auch in sehr romantischem Gewande. In der großen Verbindung steckte als Kern eine kleinere Verbindung, man kann nicht sagen Eingeweihter, aber doch Tieferblickender, welche der Aufgabe sich klar bewußt waren, Burschenschaftsideen auf den Staat zu übertragen. Die Mittel, wodurch, und die Wege, auf welchen dies geschehen sollte, wurden ebensowenig als die praktische Gestaltung des zukünftigen Staates jemals, solange ich der Verbindung angehörte, ernstlich und speziell besprochen oder gar schon festgestellt. Es war eben nur ein einheitlich freies, durch Gerechtigkeit, Tugend und Tapferkeit starkes Deutschland, welches uns vorschwebte und

---

2. Recht hat uns zuerst verbündet,
Freiheit hob den Bund hervor,
Doch die Seele er nun findet,
Weil die Herzen, liebentzündet,
Einig flammen hoch empor.

Chor:

Darum uns das Recht beschütze,
Rechtlichkeit sei das Panier,
Aber Freiheit sei die Stütze,
Liebe bind' uns für und für.

3. Jubelt denn und ganz versenkt,
Brüder, Euch in unser Glück,
Gott hat uns hierher gelenkt,
Hat uns Mut und Kraft geschenkt
Gegen jedes Mißgeschick.

Chor:

Er auch unsern Bund behüte,
Ihm erschallt der erste Sang:
Liebe, Treu und ewiger Friede,
Sag' ihm unsern wärmsten Dank.

dessen traumreiche Umrisse dem einen als mittelalterliches Kaiserreich, dem anderen als föderative Republik erscheinen mochten. Als Einschlag durch diese Gedankenkette zogen sich wunderlich-ritterliche, religiöse Fäden und romantische Flitter buntester Art, und die ganze Geschichte glich mehr einem jugendlichen Sommernachtstraum als einer staatsgefährlichen Verschwörung, wozu man sie von gewisser Seite aus zu stempeln bemüht war.

Aufgaben der Burschenschaft

Als nächste Aufgabe faßten wir unsere eigene Ausbildung und Vervollkommnung durch wissenschaftliche Studien, Sittenreinheit und körperliche Kräftigung. Alles, was dem widerstrebte, alle Bummelei, Liederlichkeit und Weichlichkeit war in unserem engeren Kreise streng verpönt. Der wohltätige Einfluß, den dieser sittliche Ernst auf die Verbündeten ausübte, war sehr tiefgreifend und nachhaltig und darf wohl als vollgültiger Ersatz für so manche Einseitigkeit, welche die konsequente Befolgung solcher romantischen Anschauungen zeitigte, gelten. Zu diesen Fehlern, worin wir verfielen, zähle ich den Dünkel des bewußten Tugendheldentums, die Befangenheit des Urteils und der natürlichen Empfindung, welche jedes Parteitreiben mit sich führt, die Exklusivität unseres Umganges, das Verrennen in abstrakte Theorien und hochtönende Phrasen, endlich den gefährlichen und störenden Oppositionsgeist gegen die Gewohnheiten des staatlichen und bürgerlichen Lebens. Die großen Grundgedanken der Verbindung imponierten mir so vollständig, daß ich denselben während meiner Universitätsjahre vollkommen treu blieb, und erst, als ich durch wunderbare Verkettung der Umstände, ganz gegen meinen Willen, aus diesem Zauberkreise herausgerissen wurde, kehrte mein Geist zu seiner eigenen Selbständigkeit nach und nach zurück. Der Verlauf der Lebensereignisse wird diesen Befreiungs- und Umwandlungsprozeß deutlich machen. Er wird zeigen, daß man von Einseitigkeiten zurückkommen, von den Exzentrizitäten einer Parteirichtung sich, wenn auch schwer, losmachen kann, ohne doch nicht im entferntesten zum Renegaten seiner Gefühle und Überzeugungen zu werden.

Von dieser Epoche meines Lebens an ist mir alle starrköpfige Konsequenzmacherei unverständig und widerwärtig,

das Renegatentum dagegen in jeder Form verächtlich erschienen. Dies ist, von der Zeit meiner Jugendreife an, mein politisches und moralisches juste milieu gewesen, während ich in dem Universitätsstadium mit ganz anderer Seele der romantischen Exzentrizität huldigte. Trotz der Übereinstimmung in dem einen patriotischen Grundgedanken bestand doch in dem engeren wie in dem weiteren Kreise unserer Verbindung die größte Freiheit und Mannigfaltigkeit der Geister. Den innersten Kern zwar, den eigentlichen Kristallisationspunkt, bildeten jene strengen Demagogen, die fast ohne Ausnahme die Feldzüge von 1813 und 1815 mitgemacht und durch Ernst des Charakters und reiferes Alter vor uns Epigonen sich auszeichneten. Obgleich ihrer nur ein kleines Häufchen war, beherrschten sie doch die ganze Masse und suchten uns nach ihrem Plane zu lenken und zu erziehen. Ihre Hauptrepräsentanten waren von Jena und Gießen herübergekommen, wo unter der Einwirkung des juristischen Dozenten Dr. Karl Follenius jene Verbrüderung ihre eigentliche Bedeutung und Gestalt der „Unbedingten" gewonnen hatte.

Dr. Karl Follen

Dieser Karl Follen war einer der hervorragendsten Persönlichkeiten, die mir im Leben begegnet sind. Der nordamerikanische Prediger Channing hat ihm in einer biographischen Skizze ein treffliches Denkmal gesetzt, worin sein Geist, seine Kraft und sein Charakter in ihrer Tiefe und Reinheit ganz naturgetreu geschildert werden; den tiefsten Grund seines Wesens, seine glühende Liebe zum deutschen Vaterlande, aber hat der Amerikaner weder so gesehen noch so erkannt wie wir, seine Genossen.

Karl Follen war ein vollendet schöner Mann, von mittlerer Größe, feinem Ebenmaß der Glieder, blühend und kräftig. Sein Kopf war vollständig das Urbild eines Christuskopfes aus der mitteldeutschen Schule, jeder Zug Hoheit und Milde, seine hohe, sanftgewölbte Stirn, eine gerade Nase, ein feingeschnittener Mund, große himmelblaue Augen von wunderbarer Tiefe, ein starker, blonder Bart und reichlich herabwallendes kastanienbraunes Haar. Seine Sprache war mild und klangvoll, seine Rede kurz, klar und doch meist sinnbildlich, seine Haltung stets ruhig und gemessen, seine ganze Erscheinung versöhnend, herrschend unmittelbar, ohne jegliche Anmaßung.

Böse Launen, frivole Begehrlichkeiten, sinnliche Gelüste waren hier entweder nie dagewesen oder doch von dem glatten, durchsichtigen Spiegel dieser Seele bis auf die letzte Spur getilgt. Dem Dienste des Vaterlandes hatte er seinen ganzen Menschen hingegeben und lebte, atmete und wirkte nur in der reinen Atmosphäre dieser Idee. Sie zu verwirklichen, uns und immer weitere Kreise des Volkes heranzuziehen, war der Zweck seines Lebens. So stand er unter uns, unbestritten unser Meister, ein Heiland unter seinen Jüngern.

Die Treuesten unter diesen waren seine Landsleute, Hessen, die er in Gießen um sich versammelt hatte; Söhne geringer Herkunft, einfache, schlichte Jünglinge, aber treu und gläubig, von vollkommenster Sittenreinheit und opferwillig bis zum Tod.

Unter den Sendlingen dieser Schule, die in Heidelberg die neue Lehre verkündeten, war der bedeutendste der Sohn eines Bäckers aus Darmstadt, Karl Kahl, ein Theologe, ein Johannes an Tiefe und Reinheit des Herzens, keusch und sittsam wie ein Mädchen und gleich einem Adler voll Kraft und Mut, eine ritterliche Gestalt, wie aus einer heiligen Legende herausgeschnitten. Karl Kahl

Dabei waren diese Menschen, wie ihr Geist nur ein Ziel verfolgte, einfach in ihren Sitten und Wünschen und frei von Eitelkeit und Ostentation. Das Bewußtsein der hohen und schweren Aufgabe, die sie sich gestellt, und die daraus hervorgehende, tapfere Selbstbeherrschung in physischen und moralischen Dingen kannte keine Grenzen. Als ich an einem heißen Sommertage mit Kahl von Darmstadt nach Heidelberg eine Fußtour machte, und wir nach zehnstündigem Marsche bei Schriesheim angelangt waren, äußerte ich, daß es mir doch jetzt unmöglich sein werde, den vor uns liegenden, über 1000 Fuß hohen Ölberg zu ersteigen. „Wenn,“ antwortete Kahl, „oben eine Batterie gestürmt werden müßte, kämen wir doch hinauf.“ So war der Sinn dieser echt deutschen, ersten Ritter.

Die diesen am nächsten Stehenden gehörten fast ohne alle Ausnahme dem Hessenlande und den angrenzenden Gegenden zwischen Rhein, Lahn und Odenwald an. Es war ein spartanisches Geschlecht, frei, wahr, sittlich rein

und tapfer. Neben, aber nicht außer diesem Bunde standen einige ältere, bereits dem bürgerlichen Leben angehörige Männer, Advokaten, Pfarrer, Ärzte, Gewerbetreibende, Landwirte. Die bedeutendsten unter diesen waren Weidig, Pfarrer in der Wetterau, und Heinrich Hoffmann, Advokat in Darmstadt[1]).

Die politischen Tendenzen dieser trugen schon ein praktischeres Gepräge, indem sie sich teils mit Erziehung und Belehrung des Volkes, teils mit Beratung mißgestimmter Gemeindemitglieder, Eingaben an den Bundestag, mit Abfassung von Streitschriften und Broschüren beschäftigten. In unser ideales Treiben drangen denn diese nüchternen Klänge aus der wirklichen Welt wunderlich genug hinein und wurden zwar stets mit schuldiger Ehrfurcht aufgenommen, ohne doch gerade richtig gewürdigt oder verstanden zu werden. Ich wenigstens wurde erst nach und nach reif für das Verständnis dieser Dinge, sowie zu einem selbständigen Urteil über dieselben.

Verwandte Tendenzen

Einstweilen teilte ich, soweit es nur meiner Natur möglich war, die enthusiastischen Bestrebungen unserer Freunde.

Zu diesen streng politischen Elementen der Verbindung gesellten sich nun noch verschiedene Varietäten, welche zwar die gemeinsame Parole des deutschen Vaterlandes mit jenen teilten, in Lebensansicht, geistiger Richtung und Sinnesweise aber von ihnen mannigfach abwichen. So hatten wir eine philosophische Fraktion, in welcher der Sohn eines hessisch-homburgischen Regierungspräsidenten Kayser und der schriftstellerisch bekannte Carové, beide Intimitäten von Hegel, glänzten. Von Hegel wollten die strengen Schwarzen überhaupt nichts wissen. Sie verwiesen uns an Fichte, dessen Reden an die deutsche Nation wir zusammen lasen, und auf Fries, an dessen Julius sich Jünglinge und Jungfrauen erbauten. Hier und da wurde auch Schleiermachers gedacht, und ich trieb mich mit seinen Monologen herum. Diese philosophische Gruppe stand bei uns Jünglingen nicht in allzu großem Ansehen, bei uns Jünglingen phantasievollen Tatendurstes, der edle, sinnige Kayser doch mehr als der

[1]) Vgl. hierzu das Leben Hofmanns von Hermann Haupt.

doktrinäre Carové, der sich durch sein ermüdendes, philosophierendes Gerede den Beinamen „Gar o weh" zuzog. Noch andere bestrebten sich, die religiöse Mystik des Mittelalters durch unseren Bund aufs neue zu beleben, und es ist nicht zu leugnen, daß wir alle hiervon etwas angefärbt waren. Es stimmte dieses Element zu der Romantik, welcher wir doch eigentlich alle angehörten, und mit dem verlorenen Vaterlande und der in Zauberschlaf gefesselten deutschen Poesie suchten wir zugleich unverdrossen und gläubig die Uhlandsche verlorene Kirche.

Auch dieses religiöse Streben war durchaus formlos, wie unser politisches. Es bewegte sich in vollständiger Freiheit und würde, obwohl es der ultramontanen Hierarchie vollkommen abhold war, doch von keiner evangelischen Kirche als rechtgläubig anerkannt worden sein. Wir lasen zuweilen gemeinschaftlich im Evangelium Johannis, sangen gemeinsam „Ein' feste Burg ist unser Gott", gingen auch miteinander in die Kirche und zum Abendmahl, aber mit Dogmatikern und Geistlichen hatten wir nichts zu tun, perhorreszierten sie vielmehr, wenn sie nicht zu unserem Bunde gehörten. Wir waren also in der Religion und in der Politik zwar dem Wesen nach positiv, der Form nach aber ganz und gar oppositionell.

Mit solchen und so mannigfachen Trägern der heißesten Gärungselemente damaliger Zeit trat ich durch die Burschenschaft in innige Beziehung. Bei meiner Jugend und der weichen Bildsamkeit meines Charakters war ihre Wirkung rasch und bedeutend, ohne daß irgend eine jener verschiedenen Richtungen mich ausschließlich beherrscht hätte. Die systematischen Demagogen erschienen mir doch geistig zu trocken und herb. Ihre einseitige Größe imponierte mir allerdings durch die willensstarke Selbstverleugnung, womit sie auftrat, aber ihr Ziel war mir dunkel, die Mittel, welche dahin führen sollten, erschienen mir unsicher, die Menschen auf und durch welche operiert wurde, roh und barbarisch; hier und da eine größere Versammlung, an welcher ein Dorfschulze, ein Gastwirt, ein paar Bauern und Handwerker teilnahmen, machte auf mich den peinlichen Eindruck geschraubten Unverstandes. Die idealen Theorien, welche im Kreise Gebildeter, von wissenschaftlich poetischem Gewande

verhüllt, ganz schön und lebensfähig aussahen, wurden in jener verdichteten Atmosphäre eckig verzerrt und für meinen Geschmack ungenießbar.

Zwar damals gestand ich mir dies widerwillige Gefühl nicht vollständig ein, aber ich empfand es doch in der Tiefe der Brust, und es bewahrte mich vor allzu großer Intimität mit dieser Partei. Ich durchlebte eine vollständige Dialaktik, einen Zwiespalt meiner innersten Gefühle, indem auf der einen Seite die Erhabenheit mich unwiderstehlich fesselte und anzog, auf der anderen aber die Einseitigkeit des Parteiwesens, die natürliche und gekünstelte Beschränktheit der Geister mich abstieß und auf mich selbst zurückführte. Ebensowenig vermochten Philosophie und Mystizismus mich zu absorbieren.

Hegel, Persönlichkeit

Nun aber trat im Herbst 1816 Hegel unter uns auf, und mit ihm eine ganz mächtige Quelle geistiger An- und Aufregung. Hegels Äußeres hatte in der Tat nichts Anziehendes. Alles an ihm war unförmig, disharmonisch. Sein Schädel dick und knollig, das Gesicht hängend, faltig, das Auge zwinkernd, leblos, die Gestalt des Körpers breit und sitzengeblieben, der Gang watschelnd, die Sprache undeutlich, kauend, durch häßliches Schwäbeln entstellt. Sein Vortrag war überdies unzusammenhängend, in hervorgestoßenen Einzelsätzen durch eine Unmasse neugebackener Ausdrücke und Wendungen verunstaltet und dadurch Ungeübten, wie mir, absolut unfaßbar. Und doch übte er auf den damals noch kleinen Kreis seiner Zuhörer eine fesselnde Kraft. Bei mir war es zunächst nur der gute Glaube, daß hinter diesem Gallimathias etwas stecken müsse, und der feste Wille, das zu ergründen, was mich an seine Vorlesungen bannte. Dazu kamen die wöchentlichen Disputationen, worin von uns unter Hegels Leitung das Gehörte durchgesprochen und, mehr und mehr, auch für mich, in verständliches Deutsch übersetzt wurde. Nebenbei repetierte ich aufmerksam das niedergeschriebene Heft und studierte seine Phänomenologie. Freilich brachte mir weder dieses erste noch das folgende Halbjahr, worin ich die Geschichte der Philosophie hörte, eine große bare Ausbeute, noch viel weniger wurde ich jemals ein eigentlicher Hegelianer, doch legte ich mir die Sache so gut, als ich es vermochte,

zurecht und glaube einige Vorteile für meine Gesamtbildung auch aus diesen Studien gezogen zu haben.

Ich wurde eingetaucht und doch nicht ganz ertränkt in die mächtige Salzflut der Hegelschen Philosophie, vertraut mit ihrer Sprache, gekräftigt durch ihre dialektische Gymnastik, gereinigt von Vorurteilen und willkürlicher Behandlung des Gedankenlaufes. Auch gab mir die Höhe des Hegelschen Standpunktes, die Allseitigkeit seiner Auffassung der Dinge nach und nach diejenige geistige Unparteilichkeit und Ruhe wieder, welche mit der angeborenen Duldsamkeit und Friedfertigkeit meines Lebens harmonierte. Ich bin dem großen Denker für das, was ich aus seinen Lehren mir aneignen durfte, zu großem Danke verpflichtet.

So ungefähr stand ich im Sommer 1817, nachdem ein volles Jahr Heidelberger Universitätslebens verstrichen war. Ich hatte in diesem kurzen Zeitabschnitt unendlich viel Neues gesehen, erlernt und erfahren. Die Bedeutung des Lebens in seiner Selbständigkeit, der Ernst des reflektierenden Gedankens waren an mich herangetreten. Die alten Fundamente meines unbefangenen Daseins waren erschüttert, neue mußten befestigt werden, und ich fühlte mich plötzlich und schmerzhaft aus dem Paradiese der Kindheit vertrieben. Die Grundsätze und die auf die Zukunft gerichteten Absichten meiner schwarzen Genossen, das leidenschaftlich gestörte Verhältnis zu Undinen[1]), endlich die philosophische Bildung meines Geistes hatten diese pathologische Übergangsstufe vermittelt. Wollte ich oder wollte ich nicht, ich mußte mir sagen, daß ich nicht mehr der Alte sei, und daß ich durch eigene Geistesarbeit ein neuer werden müsse, das Geschöpf meines eigenen Denkens und Wollens. Die Toga praetexta war verbraucht, die Toga virilis mußte errungen werden. Diesen tiefempfundenen Zwiespalt meiner Natur drückt eine Stelle meines Tagebuches sehr deutlich aus:

Ende der Kindheit

Auch in mir wird es immer treibender und unruhiger. Daß ich, wie ich jetzt stehe, nicht fortdauern kann, sehe ich wohl ein. Und gewöhnt, es einem früher mich leitenden kindlichen Genius zu überlassen, die nur leicht bewegte Oberfläche meiner Seele zu ebnen,

---

[1]) Bezieht sich auf ein kleines harmloses Abenteuer, das, da nur Persönliches darin vorkommt, gestrichen wurde.

schaudre ich jetzt noch immer vor dem mich oft zerrüttenden und doch unumgänglich notwendigen Festhalten und klarem Beschauen und Richten meines Seins zurück. Ich weiß nicht, wie es in mir zugeht und ach!, ich muß fast glauben, daß es mir mein Herz verdirbt. Nichts geschieht mehr in mir und von mir durch plötzlichen Antrieb des Herzens oder, wie ich es nennen soll, sondern jede Tat, ehe sie ans Licht tritt, ja fast jedes Wort, ehe es gesprochen wird, ist schon in mir erwogen und gerichtet. Ich bin wahrhaft aus mir herausgetreten und schaue mich an. —

Ein ganzes Jahr lang, von dem Tage an, schrieb ich kein Tagebuch mehr. Diese Relationen und Abspiegelungen waren mir verleidet. Ich fühlte zu tief, was mir an Einsicht und Wissenschaft, an Geist und Charakter gebrach, strebte aber mit aller Kraft und unerschöpflicher Frische, das Fehlende nachzuholen und zu ergänzen.

Inzwischen war Ende April desselben Jahres die Mutter zum Besuche nach Heidelberg gekommen.

Krankheit des Vaters

Leider wurde diese Freude bald durch die Nachricht von einer plötzlichen Erkrankung des Vaters unterbrochen. Er litt an einem Herzfehler, war plötzlich in einer Gesellschaft ohnmächtig geworden und hatte jetzt geschwollene Füße. Wir eilten sogleich nach Herborn, wo wir den Vater indes besser fanden, als wir erwartet hatten. Er erholte sich bald und kam im September mit der Mutter zum Besuch nach Heidelberg. Er war inzwischen noch stiller und abgeklärter geworden, als ich ihn vor drei Monaten verlassen hatte. Auch fand er an meinem phantastisch deutschtümlichen Treiben, welches er jetzt näher kennen lernte, keine sonderliche Freude. Er warnte mich nachdrücklich vor politischem Parteiwesen und zeichnete mir die Gefahren desselben. Freilich ging es mir dabei, wie es der Jugend den Ermahnungen der Eltern gegenüber meistens geht: ich hielt die Ansichten des Vaters für veraltet und engherzig und folgte seinem verständigen Rate nicht. Doch blieben seine Worte in meinem Gedächtnis und wirkten, wenn auch nur langsam und stufenweise, mit, mich zu ernüchtern. Von der Hegelschen Philosophie wollte der Vater gleichfalls nicht viel wissen. Dagegen setzte er sich mit mir zu mathematischen Studien nieder und hoffte, meine chaotische Geistesgärung dadurch zu klären.

Nicht sehr befriedigt und erbaut von den Exzentrizitäten seines Sohnes, zog er Anfangs Oktober mit der Mutter wieder zur alten Heimat, und ich blieb dem Zuge meines Geistes überlassen.

In den verflossenen drei Semestern indes hatte ich doch viel Neues und Gutes gelernt. Anatomie, Physiologie und pharmazeutische Chemie beherrschte ich, soweit diese Fächer in den betreffenden Vorlesungen traktiert worden waren. Allgemeine Pathologie und Therapie hatte ich gehört und gelernt, was daraus zu lernen war: Schulbegriffe ohne wissenschaftlichen Grund und Wert. In Nebenfächern, Philosophie, alten Sprachen, besonders schöner Literatur, hatte ich ganze Weltteile entdeckt. Rückblick

Kurz, ich hatte brav an mir und für mich gearbeitet, und wenn ich auch viel geträumt hatte, so hatte ich doch geistig nicht geschlafen. Jetzt trat ich in mein viertes Semester und wurde somit alter Bursche. Unter meinen Kameraden war ich wohl angesehen, bei Kommersen und Versammlungen ließ man mich häufig präsidieren; ich war Vorsteher der Burschenschaft und Fechtordner. Wunderbarerweise hatte ich noch kein Duell gehabt. Teils lag dies in meiner friedliebenden Natur, teils darin, daß ich kein Kneipenleben führte und meine Mußestunden mit Spaziergängen und im Dappingschen Institut verbrachte.

Nun aber schien es mir doch Zeit, auch meine Ritterehre einzulösen, und die ersehnte Gelegenheit bot sich bald.

Wir waren im Gutmannschen Kaffeehaus zu einer Abendberatung versammelt, als eine brüllende Stimme von der Straße her uns ein Pereat zurief. Dieser Schimpf forderte Ahndung. Sofort stürzte ich mit zwei anderen Auserwählten dem Missetäter nach. Es war ein Kurone, ein Herr v. Eichholz, der eben frisch von Göttingen hier eingetroffen war und an uns seinen Mut kühlen wollte. Wir erhaschten ihn am Eingang der Kuronenkneipe, der dumme Junge wurde gestoßen, die Namen ausgetauscht, und die Sache war auf das schönste geordnet. Der Lärm indes, welcher mit dem Pereatgebrülle und unserem Nachstürmen verbunden war, hatte bereits die Aufmerksamkeit der Pedellen erweckt und, als nach zwei oder drei Tagen derjenige von uns dreien, welchem die erste Liebhaberrolle Das erste Duell

zugefallen war, losgehen wollte, wurde er samt seinem Russen abgefaßt, und beide mußten das Ehrenwort geben, sich nicht zu schlagen.

Nun war ich an der Reihe. Um nicht ein ähnliches Schicksal zu riskieren, verlegten wir den Kampfplatz nach Rohrbach in das Gasthaus „Zur Rose" und stellten Wachen auf längs der ganzen Chaussee bis Heidelberg. Meine Freunde interessierten sich aufs lebhafteste für meinen ersten Waffengang, denn der Russe hatte sich gerühmt, er wolle mir das Gesicht löblich verzieren. Es zeigte sich indes bald, daß er kein Meister der Fechtkunst war, obgleich mir an Größe und Kraft des Körpers überlegen. Nach dem ersten Gang, den ich nur zum Parieren seines klobigen Angriffes benutzte, hatte ich ihn hinlänglich studiert, und schon im zweiten erhielt er einen tüchtigen Quarthieb über die ganze Brust, der zwar nur flach ausfiel, ihn aber doch blutrünstig schlug. In diesem Augenblick stürzte einer der Kameraden herein mit dem Schreckensruf: Die Pedellen kommen. Das gab nun eine höchst lächerliche Szene. Alles eilte zur Flucht, der eine hierhin, der andere dorthin. Ich, im Paukwichs, den Schläger in der Hand, die Treppe hinunter, durch den Hof über eine Mauer und durch einen Nachbarhof in eine Scheune mit dreschenden Bauern, die über meinen Anblick sich höchlichst entsetzten und denen ich Verschwiegenheit anempfahl; die Heuleiter hinauf in einen Unterschlag und durch ein Loch in der Lehmdecke desselben in einen dunklen Raum, der mit Laub und Stroh gefüllt war. In dieser Nacht redete mich plötzlich eine leise Stimme an: „Pagenstecher, sind Sie das?" Es war der Sekundant meines Gegners, ein Kurländer, v. Wagner, der eleganteste und gefürchtetste Schläger der Universität. Wir unterhielten uns vertraulich über dies schändliche Pech, wurden jedoch bald getröstet durch Zurufe von außen, welche die beruhigende Versicherung brachten, daß ein blinder Lärm uns getäuscht habe. Den Wachtposten auf der Landstraße war die Zeit zu lang geworden, sie wollten auch Zeugen des Kampfspiels sein, und, als die näheren die entfernteren heraneilen sahen, glaubten jene, die Pedellen seien am Kommen. Wir erneuerten also ganz erheitert unsere Arbeit. Beim dritten Gang bemühte sich der Sekundant meines Gegners,

diesem vorzugsweise die Quarten zu parieren, geriet dabei aber so sehr in den Bereich der Klingen, daß er von dem Schläger seines Duellanten durch den rechten Oberschenkel gestochen wurde. Es war glücklicherweise nur eine Fleischwunde, ohne Gefäßverletzung, und auch diese Episode störte nicht die weitere epische Entwicklung des Gefechtes. Der vierte Gang mit einem neuen Sekundanten, einem Herrn v. Kleist, wurde unternommen; diesmal glückte es mir, meinem Gegner mit einer zierlichen Prime die Nasenspitze in zwei gleiche Hälften zu teilen. Das Blut rieselte über Mund und Bart, es war ein kommentmäßiger Anschiß. Doch nahm der tapfere Trojaner noch keine Satisfaktion, ich sollte auch noch gezeichnet werden. Die Wunde wurde von dem Paukdoktor geheftet, auf das eifrigste russisch gewelscht und wiederum die Mensur beschritten. Bis hierher hatte ich mit der kaltblütigsten Ruhe gefochten, jetzt aber wurde auch ich leidenschaftlich. Wir hieben also mit gewaltigen Schlägen aufeinander los, wobei mein Gegner eigentlich im Vorteil war. Der fünfte Gang brachte auch kein Ergebnis. Im sechsten, wo wir noch wilder tobten, glitt ich aus und fiel beinahe auf das rechte Knie. In demselben Augenblicke hieb der Russe eine gewaltige Prim nach meinem Kopfe, die ich aber im richtigen Moment abfing und ihm zum Schlusse eine Terz in den rechten Oberarm applizierte. Damit war die Sache fertig. Zwei Stunden lang hatte der Spaß gedauert; mir war kein Haar gekrümmt, nicht einmal das Hemd verletzt worden. Die Freude meiner Genossen war groß, die Frau Wirtin „Zur Rose" überreichte mir einen dicken Strauß Herbstblumen.

Der Karzer

Am folgenden Morgen, als ich noch, in Siegesträume gewiegt, im Bett lag, klopfte es mit leisem Finger an die Stubentür, und herein trat Herr Krings, der Oberpedell. „Ei, bravo, Herr Pagenstecher, Sie haben sich ja wie ein Held gehalten," rief er mit freundlichem Grinsen, und seine schlauen Fuchsaugen durchmusterten das Zimmer. „Wo haben Sie denn die Schläger?" Ich brummte, daß ich nicht wüßte, was er wolle. „Nun, nun, wir werden ja sehen." Und richtig, im Nebenzimmer lagen sie, die Schläger, wohl ein halbes Dutzend in einer Reihe nebeneinander, und der unerbittliche Krings raffte sie zusammen und schleppte sie

mit sich in sein Gewahrsam, wo sie, Stück für Stück, für einen Krontaler wieder ausgelöst werden mußten. Zugleich wurde ich auf 10 Uhr auf das Universitätsgericht zitiert. Auf dem Wege dorthin begegnete ich meinem Freund Eichholz mit der gehefteten Nase und dem Arm in der Schlinge. „Scheußliches Pech," redete er mich zutraulich an, „ich habe vierzehn Tage, und Ihnen wird's nicht besser gehen."

Bekenntnis an den Vater

Es blieb bei acht Tagen Karzer, während welcher ich meine Kollegien und Kliniken besuchen durfte, so daß ich im Karzer eigentlich nur schlief und speiste und zuletzt die teure Rechnung für schlechte Herberge bezahlte. Ohne ein offenes Bekenntnis an den Vater konnte diese Angelegenheit nicht verlaufen. Seine Antwort war eine sehr ernste. Er erblickte in den Ereignissen nicht bloß einen sträflichen Ungehorsam, sondern auch die natürliche Folge meiner phantastisch-patriotischen Freundschaften und Bestrebungen und schloß seine Strafrede mit der Erklärung, daß ich aus diesem Treiben und also auch aus Heidelberg weg, im nächsten Semester nach Göttingen müsse.

Dies war für mich ein wahrer Donnerschlag; aus dem geliebten, poesievollen Heidelberg, von Freunden und Freundinnen weg nach dem trockenen und gemütlosen Göttingen.

3. Das Wintersemester 1817/18. Der Tod des Vaters im Juni 1818.

Preisfrage

Aber wie dem angedrohten Schlage vorbauen? Trotz und Ungehorsam lagen mir fern, wären auch bei dem Vater nicht angebracht gewesen. Also, helft, ihr Musen und Genien! und sie halfen. Mein Freund Marx gab den entscheidenden Rat: „Schreibe dem Alten, du hättest die Bearbeitung der medizinischen Preisfrage für das nächste Jahr begonnen..." — „und dann", fragte ich —„dann beginnst du die Arbeit und gewinnst den Preis."

So tat ich; der Vater war von meinem Entschluß gerührt. Ich blieb in Heidelberg, und das folgende Jahr brachte mir nicht nur die goldene Medaille, sondern auch die Entscheidung für meinen ganzen späteren Lebenslauf.

Ich kann nicht umhin, noch einige der Freunde zu erwähnen, welche teils als neue zu begrüßen sind, teils neben den bereits genannten in nähere Beziehung zu mir getreten waren. Es gehörte hierhin eine Anzahl Pommern, ein schlichter, gemütlicher, gutmütiger Menschenschlag, welche, wie sie alles gemeinschaftlich trieben, so auch in pleno zur Burschenschaft übergetreten waren. Die bedeutendsten unter ihnen waren: Okel, Frank und Hagenmeister. Mit allen stand ich in gutem Verhältnis. Aus dem Hessenlande waren noch da: Lauteren, Melsheimer, Welcker; aus Preußen: Dittmar, Lette, Graf Hompesch, Schadt, von Ammon; aus Nassau: Löhning, Zais und zwei Brüder Eickhoff; aus Frankfurt: Neuburg und Ohlenschlager, die Unzertrennlichen, sowie von Harnier, der Diplomat. Diese, nebst den früher genannten intimsten Freunden, bildeten meinen Hauptumgang im Sommer 1817 und dem folgenden Winter. Unser Verkehr drehte sich vorwiegend um burschenschaftliche und patriotische Angelegenheiten und trug fortwährend jenen ernsten und einseitigen Charakter an sich, welchem diese Zeitrichtung huldigte.

Meine innersten Aufforderungen an Geist und Leben wurden in diesem Kreise nicht befriedigt, und, wie ernstlich ich mich bemühte, ein ganzer Schwarzer zu sein, so drängte mich mein Gemüt doch immer wieder in divergierende Bahnen zu wissenschaftlichen und ästhetischen Arbeiten und Genüssen.

Wissenschaftlicher Standpunkt. Kollegbesuch

Während dies die Stellung zu meinen Kameraden war, hatte sich mein Verhältnis zur Wissenschaft auch nicht sonderlich klar und fest ausgebildet. Für die Naturwissenschaften, besonders die Heilkunde, fehlte es in der Tat damals an einem sicheren Begriffe. Hegel sagte, alle Wissenschaft liegt in dem Selbstbewußtsein der Vernunft; Schelver versicherte, die Wissenschaft ist der Somnambulismus; Conradi suchte sie in der klassischen Literatur, Tiedemann am Seziertisch und im physiologischen Experiment. Leider war seine Physiologie noch allzu zerstückelt, seine Anatomie noch zu wenig der Pathologie zugewendet, als daß jene den Geist, diese die Hoffnung und das Suchen des künftigen Arztes hätte befriedigen können. Beide Fächer bildeten allzusehr noch in ihrem engen Zusammenhange mit der von Tiedemann

vorzugsweise begünstigten vergleichenden Anatomie eine Wissenschaft für sich, als daß sie für die entschiedene theoretisch und praktisch anzuerkennende Grundlage der Heilkunst hätten gelten können. Wohl trieb ich sie mit Fleiß und Liebe, ihren tatsächlichen Nutzen für mein Berufsstudium aber ahnte ich wohl, konnte ihn aber um so weniger ganz fassen und für mich aus den damaligen Rudimenten ausbilden, als ich durch die mir zugemessene Zeit zu immer neuen Vorlesungen und Materien gedrängt wurde.

Physik und Chemie hatte ich bei Muncke und Gmelin in der bekannten kursorischen Weise auch ohne sonderliche Teilnahme gehört. Es waren Fächer, die mir in ihrer Allgemeinheit für meinen Beruf zur Seite zu liegen schienen. Die Physik namentlich war mir durch ihre algebraische Grundlage ganz verschlossen, und so überredete ich mich leicht, daß die Regel von der Schwerkraft mit der Medizin ebensowenig zu tun habe, als die Optik mit den Krankheiten der Augen. Ich besuchte das Kolleg, aber ohne selbständige Teilnahme, und ging aus demselben mit nur höchst oberflächlicher Kenntnis des Gehörten und Gesehenen wieder heraus.

Nicht viel besser ging es mir mit der Chemie. Der pharmazeutische Abschnitt, den ich bei dem liebenswürdigen Apotheker Geigger gehört hatte, war mir sehr interessant und lehrreich gewesen, und was ich von Chemie weiß, habe ich in dessen Lehrsaal und Laboratorium gelernt. Der schlechte Vortrag Gmelins, seine tappige Art zu experimentieren und die unübersehbare Allgemeinheit des Gegenstandes schreckten mich hier von tieferem Eindringen ab, und ich lernte zu dem, was ich bereits wußte, nichts wesentlich Neues hinzu.

So jagte ich denn ehrlich dem Ziele, ein Arzt zu werden, nach; aber der Fehler war, daß ich jagte oder vielmehr durch die Sparsamkeit der mir zufließenden Mittel von Semester zu Semester gejagt wurde, von Vorlesung zu Vorlesung, und das erste Ziel meines Strebens anstatt in den propädeutischen Fächern eben hauptsächlich in den klinischen Sälen zu finden hoffte. Auch meine ästhetische Bildung war nichts als ein chaotisches, dunkles Durcheinander. Die unbedingte Begeisterung für Fouquet war zwar durch die zunehmende Einsicht in seine Geschmacklosigkeit, als deren

höchste Spitze seine Sängerliebe gelten kann, erheblich abgekühlt, doch wurden seine genießbareren Sachen, nämlich „Zauberring“ und „Undine,“ immer noch vorzugsweise zu den großen Vorlesungen im Institut benutzt. Eine andere Art der Vorlesungen bildete das rollenweise Vorlesen Schillerscher und Goethescher Dramen, welches besonders im Winter 1817 auf 1818 florierte. Mir fielen immer wieder die ersten Liebhaber zu, und Marx, der ein herrliches Organ besaß, las zu allgemeiner Bewunderung die Väter und sonstigen ernsten Charaktere. Nebenbei studierte ich mehr privatim, aber mit überwiegender Neigung, Jean Paul, den ich nunmehr zu bewältigen gelernt hatte, sowie Herder, dessen sonnenheller und didaktischer Geist gottesdienstlich auf meine leidenschaftliche Seele wirkte. Auch die exklusive romantische Schule der Schlegel, Tieck und Novalis waren mir nicht mehr fremd geblieben, und ich schwelgte und schwärmte gern, besonders in Gesellschaft Sophiens, in ihren Hochgenüssen. Gesellige Unterhaltungen im Institut.

Der Lieblingsdichter jedoch der damaligen Epoche, der so ganz das Herz füllte, war Uhland. Von seinen herrlichen Gedichten war erst seit kurzem die erste Ausgabe erschienen, und wir erlebten nun die Fortsetzungen und weiteren Ausbildungen gleichsam gemeinschaftlich mit dem Dichter, wobei seine neueren Arbeiten, bevor sie dem Druck übergeben wurden, uns handschriftlich zukamen. Dahin gehörten namentlich seine politischen Gedichte, und die gleiche Gesinnung des Dichters für die politische Größe und Freiheit des Vaterlandes trug nicht wenig zu der begeisterten Aufnahme seiner auch ohne diese Beimischung unsterblichen Werke bei, während es andererseits in unserem Dogma begründet war, daß Goethe als politischer Apathiker unserer vollen Liebe nicht würdig sei. Uhland

Gleichzeitig wurde ich mit Shakespeare bekannt, zunächst leider nur in den Übersetzungen von Heinrich Voß. Letzterer war ein wunderlich verkommener Mensch, aufgedunsen von dem stillen Genuß geistiger Getränke, in der einsiedlerischen Zurückgezogenheit des elterlichen Hauses, unter der erdrückenden Zärtlichkeit des Vaters und der Mutter aufgewachsen, in Länge und Dicke nur ein groß gewordenes Kind, gutmütig, hingebend, ohne alle geistige Selbständig- Heinrich Voß

keit. Wie der Vater ein großer Übersetzer gewesen war, so ward er ein kleiner, wie der Vater in seine Homer-Übersetzung die kernige, doch hier und da veraltete Redeweise Luthers mit großem genialen Geschick hineingetragen hatte, so wählte er mit genialem Ungeschick die Dramen Shakespeares, um an diesen, aus dem lebendigsten, frischesten, wandelbarsten Ineinanderspielen aller Natur- und Geisteselemente gewebten Kunstorganisationen seine schwerfälligen, hölzernen, altfränkischen, ja ganz unerhörten Sprach- und Übersetzungsentdeckungen zu betätigen. Es ging ja noch eben an mit den durchweg kolossalen und auch in seinem Inhalt durchweg ungeschlachten „König Lear". Als uns aber bald nachher „Romeo und Julie" im Voßschen Leibrock in die Hand gedrückt wurde, da gingen Geduld und Pietät in Scherben, und die Vorlesung endete ein unauslöschliches Gelächter.

Die vollständige Bekanntschaft dieses in solchem Gewande übel empfohlenen Dichters machte ich erst ein paar Jahre später, als ich seine Sprache erlernt hatte und seine Blüten in seinem eigenen Garten brechen konnte.

Heidelberger Geselligkeit

Nun brachte auch der gesellige Verkehr dieses Winters außer den dramatischen Vorlesungen freie Vorstellungen der Art auf die Bahn, in der wir Jünglinge und die Fräuleins sich wechselseitig betätigten.

Wer diese einfache, schöne Alt-Heidelberger Geselligkeit gekannt hat, der wird es tief bedauern, daß dieselbe jetzt[1]) und leider schon längst bis auf die letzte Spur verschwunden ist. Man ißt und trinkt zwar jetzt in Heidelberg wohl ebensogut wie in Frankfurt und Hamburg; freilich sind unsere Damen nach dem Modejournal gekleidet, und unsere Geheimen Räte wissen Hut und Glacéhandschuhe zu tragen wie die feinsten Kammerherren, aber die geistreiche Heiterkeit der Gesellschaft und die olympische Würde deutschen Gelehrtentums sind dahin.

Studentenfreuden

An Studentenfreuden fehlte es auch nicht, und ich beteiligte mich sehr gern an denselben, insofern sie nicht zu oft kamen und meine Kasse nicht zu sehr in Anspruch nahmen. Denn, wie begierig ich auch mein junges Leben genoß, so

[1]) D. h. zur Zeit der Abfassung der Erinnerungen, etwa 1854.

war ich doch im Geldausgeben gewissenhaft. Der Sechshundertguldengehalt des guten Vaters schwebte mir bei jeder Ausgabe vor Augen, und, als es sich am Schlusse des ersten Semesters herausstellte, daß ich etwas über 300 Gulden gebraucht hatte, fühlte ich mich tief beschämt und schrieb an die Eltern einen Brief voll reuiger Entschuldigungen. Der Vater aber tröstete mich hochherzig und schickte mir zwei holländische Dukaten mit der Anweisung, Weihnachtsgeschenke der Familie Dapping dafür zu beschaffen. Trotzdem blieb ich sparsam, da ich wohl wußte, daß der Vater sich über seine Kräfte anstrengte, um mir alle Freiheit der Studienjahre zu gewähren. Freilich fühlte ich diese Beschränkung zuzeiten sehr lebhaft und sah nicht ohne Neid meine Kameraden sich Genüssen und Vergnügungen hingeben, die ich mir versagen mußte. Alles in der Welt aber hat seine zwei Seiten, und nichts ist unbedingt gut oder böse. Die Ärmlichkeit meiner Subsistenzmittel in dieser Zeit hinderte mich allerdings an einer durchaus freien Anschauung des Lebens und an der Selbstbestimmung meiner geistigen Entwicklung; ich würde ein anderer geworden sein, wenn ich diese Fessel nicht hätte tragen müssen. Was aber, das kann niemand wissen. So, wie es war, wirkte die Beschränkung wohltätig auf meine Sitten und meinen Ordnungssinn, und gleich der ländlich knappen Gesamtverhältnisse Herborns, welche mich für das gesamte reiche und schöne Leben der weiten Welt erst recht offen und empfänglich gemacht hatten, erzeugte jene Armut das intensive Streben in mir, eine bessere Zukunft mir zu schaffen, und zugleich ein dankbares Genügen in dem Maße, wie dies Streben schrittweise sich verwirklichte.

Ein Hauptvergnügen fand ich im Reiten. Mit Erlaubnis des Vaters hatte ich Reitstunde bei dem alten Stallmeister Wippermann genommen und einige Monate lang auf den zum Teil recht guten Hengsten des Marstalls herumgaloppiert. Nun wagte ich mich denn auch hinaus ins Freie und jagte bald mit den Freunden nach den benachbarten Dörfern und Städtchen, bald zur Seite der auf einem großen Leiterwagen kutschierenden Fräuleins nach Birkenau und Neckarsteinach, bald allein zu Vetter Dapping nach Frankenthal oder zu einer demagogischen Zusammenkunft nach Darmstadt. Da ich nur

Reitunterricht

ein sehr mittelmäßiger Reiter war, so konnte es nicht fehlen, daß die Pferde mir mancherlei Streiche spielten. So hatte Vetter Dapping mich zu einem Silvesterball nach Frankenthal eingeladen und mir ein Pferd an die Rheinschanze, das jetzige Ludwigshafen, geschickt. Bis dahin ging ich von Heidelberg aus in Reithosen und Sporenstiefeln zu Fuß und schwang mich dann aufs Roß, einen kleinen, maliziösen Kosaken. Sogleich begann die Bestie zu scharren, auszuschlagen und zu blasen wie besessen, und ich hielt es für das geeignetste, ihm ein paar tüchtige Hiebe überzuziehen und ihm beide Sporen in die Seite zu drücken. Das verstand er denn auch so gut, daß er sofort den Kopf zwischen die Beine nahm und in voller Karriere mit mir durchging. Fort brausten wir, immer hübsch mitten auf der Landstraße — denn es beliebte ihm glücklicherweise, keine Seitensprünge zu machen —, an Menschen, Tieren und Wagen vorbei, über Brücken und durch Dörfer, immer zu, die Mütze hing mir im Nacken, die langen Locken flogen im Winde. Kurz vor Frankenthal kam von einem Seitenpfade her ein Herr auf mich zugaloppiert, der das Wunder von weitem her beobachtet hatte. „Potztausend, Herr Doktor, wohin so eilig?" — „Zu Ihnen, auf den Neujahrsball," sagte ich lachend, denn zuletzt hatte der Ritt mir eigentlich nur Freude gemacht, und der Kosak fand es, wie er das bekannte Pferd erreicht hatte, für gut, still zu stehen. „Aber zum Teufel, wie reiten Sie denn? Das Tier ist ja ganz Schaum." — „So muß man die Russen reiten," gab ich zur Antwort. Aber am Abend hatte ich doch triftige Gründe, nicht allzuviel meiner Tanzlust zu huldigen.

Graf Hompesch

Ein Hauptgeselle bei den gemeinschaftlichen Ritten war ein Graf Hompesch aus Düsseldorf, ein grenzenlos wilder, aber gutmütiger Junge. Wenige Tage nach seiner Ankunft traf ich ihn am Sonntagmorgen in dem Empfangszimmer der Tante, wo er sich unter falschem Namen als Vetter eines Vetters einer der jungen Damen eingeschmuggelt hatte. Abends zuvor hatten wir in der Hirschgasse Brüderschaft getrunken. Seine Verlegenheit, als ich eintrat, war sehr auffallend. Da er mir aber sofort von der Tante als Herr Müller oder Herr Schmidt vorgestellt wurde, so begriff ich den Zusammenhang der Dinge, erkundigte mich teilnehmend

nach seiner Heimat und Familie und stand von da an mit dem unbändigen Kerl auf ganz liebenswürdigem Fuß. Als ich im Karzer saß, kurz nach diesem Zusammentreffen, schleppte er gleich am ersten Abend eine allmächtige Bowle Punsch herbei und ließ sich, als Krings ihn um 10 Uhr scheiden hieß, mit einsperren. Nach Mitternacht aber, nachdem der Punsch getrunken war, brach er zu einem Speicherfenster heraus auf das Dach eines Holzschuppens, zerbrach die Dachpfannen und gelangte mit ungeheurem Gepolter in den Hof, mit verstelltem Hilfegeschrei auf die Hofmauer und von da glücklich auf die Straße. Als die Familie Krings im Nachtkostüm mit Lichtern erschien, war er längst verschwunden. Ein anderes Mordsvergnügen bestand darin, über die schmale, steinerne Brückenumfassung, sogar außerhalb der beiden dort aufgestellten Bildsäulen, zu balancieren, und, als wir ihm einmal das Halsbrecherische ernsthaft vorhielten, da rief er: „Meint ihr denn, ich fürchte mich, in den Neckar zu fallen?" Und mit einem Satze sprang er über die Mauer, gegenüber dem Marstalle, 20 bis 30 Fuß tief in den Strom und schwamm brüllend und tobend hinüber ans andere Ufer. Später wurde er wegen eines Pistolenduells mit einem Offizier in badischen Festungsarrest gebracht, entrann aber durch den Kamin und über die Dächer hinweg. Solch ein munteres Mitglied zählte die deutsche Burschenschaft 1817 zu den ihrigen. Jetzt ist Hompesch, nachdem er eine Zeitlang in österreichischen Diensten als Husarenoffizier gedient hat, eine Zierde der adelsstolzen niederrheinischen Ritterschaft. Er hat vollständig ausgetobt.

Ausflüge in den Odenwald

Noch reellere Freuden fand ich in zahlreichen Fußtouren, wozu die Ferien die Gelegenheit boten.

Inspektor Pagenstecher

Recht befriedigend waren die Ausflüge in den benachbarten Odenwald. In dem Flecken Rimbach, vier Stunden jenseits Weinheim, wohnte, wie ich erfahren hatte, ein alter Inspektor Pagenstecher, den ich im Geleit eines mit mir studierenden Mediziners Henrici, Sohn des dortigen Apothekers, aufsuchte. Es war im Oktober 1816. Schon in Weinheim wurde ich auf das herzlichste empfangen und bewirtet von der Familie des dortigen Postmeisters Hübsch, dessen Frau eine Tochter jenes Inspektors Pagenstecher war. So blieb ich denn erst ein paar Tage in Weinheim, wo wir

Berge und Täler durchschwärmten, und begab mich dann nach dem würdigen Pfarrhause in Rimbach, wo ich wie ein teures Glied der Familie aufgenommen wurde.

Henrici Auch der alte Apotheker Henrici würdigte mich eines ganz besonderen Zutrauens. Er war ein echter Dorfapotheker, voll Selbstbewußtseins und Schlauheit; zugleich war er ein Wunderdoktor und verschmähte es nicht, mich in sein großes Mysterium einzuweihen. Seine Kunst bestand im Besprechen der Krankheiten. Alles andere, alle Mixturen und Pillen, sei dummes Zeug, nur für die Bauern Scharlatanerie. Wer das Besprechen verstehe, der sei sein Mann, der allein könne heilen. Er werde meilenweit zu den Unheilbaren gerufen, und an den Wegen, die er ziehe, lagere das Volk scharenweise, um von ihm besprochen zu werden. Der alte Inspektor bestätigte das Faktum, und der Apotheker weihte mich nun auf meine Bitte in das Geheimnis ein. Er selbst aber konnte dasselbe nicht mitteilen, dies mußte bei mir, als einem Manne, durch ein Frauenzimmer geschehen.

Zaubersegen Also geschah es. In der Mittagsstunde wurde ich in eine obere Stube geführt. Die Läden waren geschlossen, und ein spärliches Licht erhellte den Raum. Ein altes, ausgetrocknetes Jungferchen, in Haube und Schürze bürgerlich gekleidet, empfing mich knicksend und empfahl mir mit freundlichem Ernst den ganzen Glauben. Nun zeigte sie mir, wie ich das kranke Glied fassen und wie ich mit der rechten Hand, jenes zwischen die rechte Hand und die vier Finger nehmend, dreimal vom Herzen abwärts streichen müsse. Dabei sollte ich im stillen, aber mit dem rechten Glauben beten:

Wunde, du sollst nicht schwitzen,
Wunde, du sollst nicht hitzen,
Wunde, du sollst nicht schwären
Bis die Jungfrau Maria ihren Sohn wird gebären.

Dies war der Wunderglaube, der das Blut sogleich stillte und jede Wunde zur schnellen Heilung brachte.

Weiteres habe ich nicht erfahren, habe auch kein Verlangen mehr gehabt. Der Glaube war mir ausgegangen. Es ist aber nicht die Schuld des braven Henrici und seiner

jungfräulichen Gehilfin, wenn ich in diesem Sinne keine Wunder getan habe.

Nachdem ich diese ländliche Idylle genügend genossen hatte, setzte ich meine Wanderung durch den damals noch weit baumreicheren Odenwald, bald allein, bald in Gesellschaft von nur begegnenden oder neu geworbenen Freunden fort. Ich fand in Reichenbach noch einen Pfarrer Pagenstecher, der mich auf einen Tag und eine Nacht gastlich beherbergte. Auf den Ruinen des Schlosses Lindenfels stehend, bewunderte ich die reiche Übersicht der Odenwälder Berge und Täler.

In den umdunkelten Trümmern des gespenstigen Rodenfels ließ ich mir von einem Bauernburschen die alte Sage vom alten Jäger erzählen, der hier als Burgherr vor tausend Jahren gelebt hatte und, nachdem er seine eigene Frau ermordet hatte, jetzt, so oft ein Krieg ausbrechen sollte, auch wohl sonst in der Zeit des Spätherbstes, mit Hunden und Pferden vom Rodenwald aus durch die Luft nach dem Schnellert hinzog. Hochbefriedigt, voll Kraft und Gesundheit, kam ich am 18. Oktober wieder nach dem lieben Heidelberg zurück. Rodenfels

Ein weiterer Ausflug führte mich nach Speyer. Am zweiten Weihnachtstage 1817, gleich nach Tisch, besuchte mich eine Anzahl gleichgesinnter Freunde. Das Wetter war herrlich, die Luft frisch, kalt, der Himmel klar wie Kristall. Wir beschlossen sofort einen Spaziergang nach Speyer. Da diese uralte Stadt und ihr Dom in der neueren Zeit bedeutende Umwandlungen erlitten haben, dürfte es den jetzt und später Lebenden von Interesse sein, die Schilderung derselben, wie ich sie in meinem damaligen Tagebuche verzeichnet finde, zu hören: Speyer

Ein kernhafter Wintertag mit heiterem Nordost ließ uns ohne Schweiß dorthin laufen. Als wir bei Ketsch an den Rheinstrom kamen — es war 5 Uhr abends —, glühte noch tief im Westen die Sonne. Wir mußten die Nachen vom jenseitigen Ufer herüberrufen. Mit lustigem Gesang durchschnitten wir den Rücken des grollenden Stromes. Wir waren mitten in dem Wellenmeer, da erhob der Mond dunkelrot sein Antlitz über die fernen Höhen der Bergstraße. Wir sprangen ans rechte Ufer, da war er emporgestiegen und spiegelte sich in einer langen Lichtsäule auf der Silberfläche des

Rheins. Zwischen sieben und acht langten wir in Speyer an. Öde Stille überall. Nicht ein Mensch auf den Straßen, der uns ein Gasthaus genannt hätte. Wir wanderten durch eine ganze Reihe von Gassen und kamen endlich auf einen freien Platz.

Der Dom Da erhub sich im Mondschein die schwarze Masse des **Domes** hoch über die niedrigen Häuser. Wir standen lange, den erhabenen Eindruck bewundernd. Am nächsten Morgen besichtigten und untersuchten wir das merkwürdige Gebäude genauer im heiteren Sonnenlicht und besichtigten und erkletterten die sogenannte römische Ruine, ein Stück Mauer mit zwei Türmchen, angeblich Überreste des Lagers von Julius Cäsar. Wir konnten bemerken, daß der Dom zu verschiedenen Zeiten gebaut sein mußte, denn der Stil seiner einzelnen Teile war auffallend verschiedenartig. In seiner ursprünglichen Anlage stellt er die Gestalt des Kreuzes dar. An dem nach Westen gerichteten Fuße ist der Haupteingang. Von da an durch die Länge des Schiffs bis an das Haupt, über welchem die Kuppel in majestätischer Höhe sich wölbt, mißt das Gebäude 380 Fuß. Zu beiden Seiten des Schiffes läuft eine Reihe Säulen, welche oben im Bogen sich vereinigen und bedeckte Seitengänge bilden. Diese sind mit Monumenten und Grabsteinen geziert. Sonst ist das Gotteshaus einfach schmucklos gekalkt und vielfach zerfallen und geflickt. Unter der Kuppel steht auf dreifacher Stufenerhöhung der Hochaltar, von da nun gehen zur rechten und linken Seite die Querschenkel des Kreuzes, an ihren Enden erheben sich zwei Türme, die höchsten des Domes, viereckig, mit spitzem Dach, die Arme des Erlösers. Ein nicht ebenso hoher, schön gewölbter Turm thront über dem Altar. Er war vor der Franzosenzerstörung von 1688 ganz mit Quadern erbaut, jetzt ist das Dach mit Schiefern gedeckt. Höchst geschmacklos im Kommodenstil des vorigen Jahrhunderts hat man noch einen wahren Stall vor den Haupteingang angesetzt, ein viereckiges Ding mit Pyramiden an den Ecken, Schnörkeln mit Reichswappen an dem Tor. An den Nordseiten des weltgeschichtlichen Gebäudes, wo man überhaupt die älteste Bauart annimmt, ist noch die Kapelle zu sehen, in welcher vor nahezu tausend Jahren die fränkischen Könige beigesetzt wurden, bevor sie ins Grabgewölbe kamen, und in welcher der unglückliche, im Tode noch gebannte Heinrich IV. jahrzehntelang unbeerdigt lag. Jetzt stehen noch ihre einfachen Mauern. Rund um den ganzen Dom herum, dicht unter dem zierlichen Grabgesimse, läuft eine herrliche, luftige Galerie; sie ist nach außen ganz offen, alle fünf oder sechs Schritte steht eine schlanke Säule von etwa acht Fuß Höhe. Es ist ein schwindelig schmaler Pfad, den man hier wandelt, wo oft auch nach dem Innern zu die Wandung fehlt und wo man nach beiden Seiten in die Tiefe sich gezogen fühlt. Aber die Übersicht der Landschaft und der Einblick in das mittel-

alterliche Gebäude sind unvergleichlich. Ehemals umgaben den Dom noch 24 Kapellen. Sie sind alle in Trümmern, nur noch der sogenannte Ölberg gibt Zeugnis von ihrer Pracht. Auf einer aufgehäuften Felsmasse schlafen die Jünger, Christus wandelt einen Fußpfad zu ihnen hinauf. Jene jedoch sind alle mehr oder weniger verstümmelt, von dem Herrn sind nur noch die Füße zu sehen. An den Felsen sind mit der Unverdrossenheit der damaligen Zeit die kräftigsten und zierlichsten Efeuranken, Farnenkräuter, Blumen und Sträuche, Schlangen und Eidechsen höchst lebendig angebracht. Über den Felsen, in einer gewölbten Höhle, stand der Altar. Einige Zieraten im Innern der Kirche wiesen auf Überreste der heidnischen Römerzeit zurück. So ein in der Nähe des Hochaltars eingemauerter Stein mit dem Mithras, der den Löwen bändigt. Auch an derselben Seite der Nordwand finden sich nach außen hin drei uralte, eingemauerte korinthische Säulen. Die übrigen Bildnerarbeiten in eben dieser Wand dagegen sind die echten Kinder der damaligen schlichten, aber tiefsinnigen, glaubensreichen Zeit. Einige Engelsgruppen sind vortrefflich geordnet, die Gewänder, die Flügel, die Haarlocken bewundernswert. Die Gruft der fränkischen und deutschen Kaiser ist von französischen Räuberbanden geleert. Särge und Gebeine der hohen Geschlechter sind ausgegraben und in die Winde zerstreut. Heilige Schauer aus diesen ehemaligen Weltgebieten deutscher Nation wehten uns an.

Drei von uns, Lette aus Berlin, Zais aus Wiesbaden und ich besuchten auch Speyers damals berühmtesten Mann, den alten Buttenschön, den Redakteur der liberalen „Speyerer Zeitung". Er war Freund und Zeitgenosse Jakob Forsters und, wie dieser, Mitglied des Mainzer Jakobinerklubs zu Anfang der neunziger Jahre gewesen. Ein feuriger Greis mit scharfen, höchst intelligenten Gesichtszügen und funkelnden Augen.

„Wie steht's mit der Philosophie in Heidelberg?" fragte er. Wir erzählten ihm, so gut wie wir vermochten, von Hegel, von der Dialektik und von den Notwendigkeiten der Entwicklung des Absoluten im Begriff und in der Weltgeschichte. „Glaubt's doch nicht," rief er, als wir geschlossen hatten, „die Geschichte ist, wie die Menschen und Völker sie machen; Eure absolute Entwicklung läßt sich in den Haarzöpfen ebensogut nachweisen, als in den Historien und den Mysterien der Philosophen, erst der natürliche Urwuchs, dann der geschorene, dann der Kahlkopf, dann die Allongeperücke, die Zwickelperücke, der Zopf, der Tituskopf und jetzt Euer langes Haar, das ist die absolute Notwendigkeit. Überhaupt träumt Ihr zuviel und gebärdet Euch zu deutsch. Freilich sind die Deutschen gute Leute, und es fehlt ihnen, um die erste Nation der Welt zu sein, nichts, als daß sie überhaupt eine Nation wären. Zwei Dinge

tun ihnen not: Einheit und Selbstvertrauen. Der Mittelstand allein ist gut, der Bauer viel zu sehr Phlegma, konservativ, als daß er irgend einer großen Idee fähig wäre. Er muß bei Umwälzungen nur mitgerissen werden. Die Franzosen dagegen sind gar nicht so übel und für uns Deutsche gar nicht so gefährlich, wie Ihr denkt. Wenn in Paris 500 000 Menschen sind, so haben 100 000 dieselbe Gesinnung wie Ihr. Sie sind klug geworden und werden uns so leicht nicht mehr angreifen. Viel eher werden Russen und Türken bei unseren Einheitsbestrebungen uns fressen." So sprach der alte Feuerkopf, und, wenn auch nicht bei seiner Franzosenliebe, doch in allem anderen, mußte ich ihm lächelnd zustimmen. Es war für mich ein improvisiertes, staatsmännisches Praktikum.

Soweit mein damaliges Tagebuch.

Frankenthal

Frankenthal war in damaliger Zeit ein höchst fideles Nest. Der Vetter Dapping hatte sich seit Frühjahr 1817 als praktischer Arzt hier niedergelassen und führte nun sein empfängliches Publikum mit vielem Erfolg zu allen möglichen genialen Lumpenstreichen an. Ich war sein immer wiederkehrender Gast. Ohne Ausnahme brachte ich einen Teil meiner Ferien bei ihm zu, häufig auch noch andere Fest- und Ferientage.

Das Hospital

Dapping war zugleich ärztlicher Direktor des großen Frankenthaler Hospitals, eines ursprünglichen Dépot de médicine, in welchem hundert alte gebrechliche, kranke Leute und auch eine Anzahl Irrer verwahrt wurden. Hier fand ich denn, mit der Zunahme meiner Kenntnisse, immer reichlichere und fruchtbringendere Gelegenheit zu praktischen Studien. Wir besuchten und beobachteten die Kranken, experimentierten mit neuen Heilmethoden, sezierten die Toten und fanden ergiebigen Stoff zu langen, stets wieder erneuten wissenschaftlichen Gesprächen. Wenn es uns auch selten oder nie glücken wollte, zu einem ersprießlichen Resultate zu kommen, so trieben wir doch mit Ernst diese ernsten Dinge, und ich gewann durch den guten Vetter und seine reichhaltige Bibliothek Zuwachs an Kenntnissen und Ideen. Eine Spezialität desselben war der tierische Magnetismus, den er nach Wolfarth in Berlin studiert hatte und nun mit Vorliebe, jedoch ohne Schwärmerei, ausübte. Seine magnetischen Sitzungen indessen, die aus einer Eisenstange, aus einer mit Eisenschlacken und Wasser gefüllten Tonne und einem wollenen Strick, der von jenem

Stabe aus um den Kranken geschlungen ward, bestanden, vermochten mich ebensowenig auf die Dauer zu beschäftigen, als die metaphysischen Lehren Schelvers. Ich blieb in dieser Beziehung ein Zweifler. Die geselligen Freuden, welche ich mit Dapping teilte, waren so mannigfaltig und unterhaltend, wie nur immer ein im kleinen Kreise gelegenes Städtchen sie aufzubringen vermag. Bälle und Konzerte, Liebhabertheater, Schmausereien und Zechgelage, Land- und Spielpartien, Besuch bei Freunden in Speyer, Worms und in den Weinstädtchen am Hardtgebirge wechselten miteinander ab, und überall war ich freundlich aufgenommen und bald in jenen lebensfrohen Kreisen so bekannt und vertraut, wie der Vetter Dapping selbst.

Das Wintersemester 1817/18 umfaßt die kurze Epoche, welche ich vorzugsweise unserer neuerblühten Burschikosität widmete. Ich war sehr tätig im Vorstande der Burschenschaft, eifrig auf dem Fechtboden und Turnplatz, präsidierte auf den Kommersen, ließ mich in Trinksprüchen — gereimten und sehr ungereimten — und in den Versammlungen auf der Rednerbühne hören, spielte bei Fackelzügen und Komitaten eine Führerrolle und galt überhaupt für eine Säule der Verbindung. Burschikosität

Innerlich war es mir nicht ganz wohl dabei, indem ich das Leere und die Eitelkeit dieses Treibens recht gut empfand. Mit dem Gewissen meines Geistes stand ich während dieser Glanzepoche meiner Äußerlichkeit fortwährend auf gespanntem Fuße und arbeitete für mich in der Stille, in Selbstprüfungen und Anstrengungen, um zu einer klareren Einsicht und festeren Stellung zu gelangen.

Das Duell mit dem darauffolgenden Karzer und dem Entschluß, die Preisfrage zu bearbeiten, bot hierzu die ersehnte Gelegenheit. Aus dem Trubel meines verzettelten Treibens wurde ich an den Studiertisch gewaltsam gebannt und zu dem engeren Verkehr mit den Lehrern und ihren Bibliotheken zurückgezogen.

Doch trat das Arbeiten im großen Stil erst mit dem Frühjahr 1818 hervor, während ich diesen Winter mehr unter Orientierungsversuchen, schülermäßigem Studieren und vielfachen Zerstreuungen und Ablenkungen vom Hauptzweck hinbrachte.

Frühling 1818. Veränderte Lebensstellung

So ging die Zeit hin, und der prachtvolle Frühling 1818 kam über die Welt. Die zwei Jahre, welche ich in Heidelberg verlebt hatte, hatten eine ganz neue Fülle von Dingen, Zuständen, Bildungselementen und Lebensverhältnissen gebracht und meine Denk- und Gefühlsweise auf das tiefste umgestaltet. Aus einem schmächtig zarten, aber immer heiteren und spielenden Kinde war ich ein kräftiger, träumerischer, gedankensuchender Jüngling geworden. Der Kreis meiner Gedanken und Gefühle, früher von altväterlichen Grenzen eingeengt, hatte sich in der Heidelberger Licht- und Glutatmosphäre ins Schrankenlose erweitert. Mein ästhetischer Geschmack hatte sich nicht allein geläutert, vielmehr war mir erst hier der Sinn und das Organ für das Schöne erwachsen, und meine Phantasie, zwar immer leicht erregbar und ausschweifend, wurde jetzt selbst in ihrem kühnsten Aufschwung von den Sternbildern des Erhabenen, Schönen und Reinen gelenkt.

Was mir meinem Gefühle nach vorzugsweise fehlte, war das Gleichgewicht der Seele, die feste Selbstbeherrschung und der ausdauernde Fleiß. Mitten im fröhlichen Lebensgenuß meiner Jugend störten mich doch diese bewußten Mängel auf das empfindlichste, und ich war immer wieder ernstlich darauf bedacht, sie zu beseitigen.

Wie ich schon mehrfach angedeutet habe, trug die demagogische Verbindung wesentlich zu meiner Unsicherheit bei. Mit meiner Phantasie war ich ganz mit dem Leben und Streben dieser Partei verflochten, mein Herz aber war ebensowenig dadurch befriedigt, als mein Verstand. Man kann mit Recht sagen, daß mir hierzu die Festigkeit und die Beschränktheit des Charakters fehlten. Mein gärend strebsames Naturell schloß diese Eigenschaften aus. Jene Sehnsucht nach Frieden und Gleichgewicht drängte mich immer wieder aus dem engen Kreise der streng formulierten Genossenschaft zu vertrauterem, persönlichen Seelenaustausche; ich bedurfte einer Geliebten und eines Freundes.

Als mit der Wiederkehr des Frühlings das Semester schloß, die alten Kameraden sich verloren, und ich in der Ferienstille wieder ganz in mich zurückkehrte, erwachte jenes Bedürfnis mit erneuter Lebhaftigkeit, Luft und Sonne, Knospen und Blüten wirkten lebhaft mit, und ich brauchte

nicht lange in meinem Herzen zu suchen, um zu entdecken, daß ich liebte.

Aber es war nicht wie ehemals. Zu der Liebe der sehnsuchtsvollen Herzen hatte sich ein ernsterer Sinn gesellt, und mit unnennbarer Verehrung blickte ich in die kindlich vertrauenden, tiefen Augen meiner Geliebten. Noch war sie nicht mein, aber sie sollte und mußte es werden.

Inzwischen war die Herborner Hochschule aufgelöst und der Vater als Bibliothekar nach Wiesbaden versetzt worden. Diese Stelle, obgleich nur mit einer unbedeutenden Gehaltserhöhung verbunden, entsprach seinen Kenntnissen und Wünschen auf das beste, und mit gutem Mute zogen die Eltern im Januar des neuen Jahres dorthin. Ich besuchte sie im April, traf aber den Vater zum Entsetzen verlebt und abgemagert. Er trug sichtlich den Tod in den Gliedern; doch arbeitete er unverdrossen in Verbindung mit Professor Lünemann in Göttingen an einer neuen Ausgabe des Schellerschen lateinischen Lexikons. Er arbeitete, damit er verdiene und ich mich recht vollkommen ausbilde. Wiesbaden

Hier traf ich auch wieder den ernsthaften Oheim Pagenstecher aus Dillenburg, der inzwischen Rechnungsrat und Präsident in Wiesbaden geworden war und mich in seiner trockenen Weise, aber nicht ohne Teilnahme, behandelte. Weitere Persönlichkeiten blieben mir fern, und ich verweilte auch zu kurze Zeit unter ihnen, um ihnen nur bekannt zu werden.

Von Burschenschafts wegen war eine feierliche Zusammenkunft der Gesinnungsgenossen in Cronenberg, als Hauptquartier, beschlossen worden. Dahin ging ich denn in Begleitung von Zais und Schadt aus Neuwied um die Mitte des April. Etwa 50 bis 60 Schwarze fanden sich da versammelt, und, wenn auch wegen des trüben Wetters aus der beabsichtigten Besteigung des Feldberges nichts wurde, so hatten wir doch Gelegenheit genug, die Ruinen von Falkstein, Königsstein und Epstein zu erklettern und im Scheine der alten Mauern unsere Geister sich ins Ungemessene ergehen zu lassen und unsere politischen Pläne zu erörtern. Viel Gescheites kam dabei nicht heraus, obgleich die Begabtesten der Verbindung anwesend waren. Es blieb bei dichterischen Aufwallungen und theoretischen Erörterungen der zweckmäßigsten Staatsform für das zukünftige Deutsch- Tagung in Cronenberg

land, ob Republik, ob Monarchie, ob streng einheitlich oder Bundesstaat. Das waren die Hauptsachen, deren langhingesponnene Diskussion mich herzlich langweilte. Es war ein Vorgeschmack der späteren parlamentarischen Diskussionen in der Paulskirche, denn selbst unter uns fand sich die doktrinäre Zwietracht, und auch wir hatten keinen praktischen Ausgangspunkt, keinen Boden, auf dem wir standen. Vollständig lächerlich wurde mir die Geschichte, als in endloser Beratung darüber gestritten wurde, ob auch Böhmen zum zukünftigen Deutschen Reiche gehören solle. Ich mußte mir die Haut des Bären denken, um die man nicht zanken soll, ehe der Bär gefangen ist.

Der Vater Bedeutend abgekühlt kam ich nach einigen Tagen wieder im elterlichen Hause an. Der Vater erschien mir noch schwächer als zuvor, und ich brachte ihn zur Beratung des dort sehr beliebten Geheimrates Beer.

Dann eilte ich, mit bald gemilderter Sorge, nach meinem Heidelberg, meinen Bergen, Blüten und allem, was ich dort liebte, zurück.

Studien Alle Gegenstände, die mich jetzt beschäftigten, ergriff ich jetzt mit Ernst und Nachdruck. Vorab meine Studien. Der vorbereitende und allgemeine Kursus war jetzt vollendet, und ich in allen Teilen der Medizin an das Spezielle und sogar schon an die Praxis. herangetreten.

Unter Conradi besuchte ich die Klinik; bei Chelius, der im Herbst 1817 eingetroffen war, hörte ich Chirurgie, bei Nägele Geburtshilfe. Mit Tiedemann stand ich fortwährend und bis zum Schluß meiner akademischen Laufbahn in fortwährendem lebendigen, wissenschaftlichen Verkehr und nahm teil an seinen Vorlesungen, Repetitorien, Präparierübungen, Vivisektionen und anderweitigen wissenschaftlichen Untersuchungen. Privatim studierte ich besonders eifrig Treviranus' lehrreiche Biologie und betrieb überhaupt die Wissenschaft um ihrer selbst willen im reinsten redlichsten Streben, ohne Angstgedanken an das Handwerk und den Broterwerb.

Preisfrage Nur eine Angst hatte ich, das war die Preisfrage, woran ich mit immer steigendem Eifer arbeitete und deren Lösung mir, wie das gesammelte wissenschaftliche Material anschwoll, immer schwieriger und verworrener erschien. Mein Freund Marx stand mir zwar mit gutem Rat und geist-

reichen Ideen treulich zur Seite, aber die Arbeit mußte ich doch selbst bewältigen, und jene Ideen waren zu allgemeiner Natur, um mir in dem präzisierten Fall sonderlich voran zu helfen. Die Preisfrage verlangte Untersuchung der Metastasen oder Krankheitsversetzungen, eines pathologischen Axioms. dessen Wesen als ausgemachte Tatsache angenommen, aber weder erwiesen, noch irgendwie auf allgemeine Lebensgesetze zurückgeführt war. Ich arbeitete und sammelte denn im Schweiße meines Angesichts darauf los und gewann durch frühes Aufstehen, oft schon um 3 Uhr des Morgens, die nötige Zeit. Endlich, nachdem ich alles, was in der Universitätsbibliothek und unter den Büchern der Lehrer zu finden war, gesammelt und exzerpiert hatte, galt es einen Plan der Ausarbeitung zu fassen, und ich entschied mich nach der Natur meiner Studien zunächst dafür, eine geschichtliche Darstellung von der betreffenden Doktrin zu geben und dann diese selbst, soviel als es mir möglich war, auf eine wissenschaftliche Grundlage, auf die Lehre von den stellvertretenden Funktionen, zurückzuführen. Der Gedanke war an sich ganz gut und half mir auch aus dem Labyrinth, wenngleich seine Durchführung schwach und schülermäßig ausfiel; doch hatte ich die Freude, schließlich den Beifall der Lehrer zu erringen, und, was wichtiger war, ich lernte arbeiten, wurde selbständig mit der medizinischen Literatur vertraut und bekam gleichzeitig Ruhe und Selbstvertrauen.

Auf meine Gesundheit wirkte das angestrengte Arbeiten nicht günstig. Ich saß so anhaltend, daß mir, wenn ich einen Augenblick zum Fenster hinausschaute, die grünen Berge grau erschienen, und ein krampfartiger Druck in der Magengrube stellte sich um die Mitte des Sommers ein, der sich erst nach mehreren Jahren ganz verlor.

Da ich die burschenschaftlichen Angelegenheiten in diesem Semester ganz vernachlässigte, das Kneipen- und Wirtschaftsleben aber gar nicht kultivierte, gewann ich, trotz dieser angestrengten Studien, doch noch Zeit genug für meine romantisch poetischen Liebhabereien.

Hier mag ein kleines Gedicht[1]) folgen, das ich am Abend Poesie

[1]) Etwas gekürzt (der Herausgeber).

eines Pensionsausfluges nach Ziegelhausen verfaßte. Wir zogen damals im Purpurglanz der untergehenden Sonne, wie nur Heidelberg ihn kennt, unter unaufhörlichen heiteren Gesängen nach Hause. Am späten Abend noch stand ich mit Julien[1]) am offenen Fenster, der Himmel hatte sich umwölkt, ein fernes Wetterleuchten flammte um die Bergspitzen, die balsamische Nachtluft wehte uns an und trug die Liebesklage der Nachtigall zu uns herüber.

Am anderen Morgen weckte mich der Gedanke an ein Vergißmeinnicht, das Julie mir geschenkt. Ich legte es in ein zierlich gefaltetes Papier, auf welches ich folgendes Akrostichon schrieb:

Es blüht ein Blümchen am Bachesrand,
Wer kennt und liebt es nicht?
In der Treue blauem Himmelsgewand
Gleicht's deiner Augen Licht.
Da blüht's so still, da blüht's so lind,
Es sprießt zu dir hinauf:
Ich bin des Frühlings liebstes Kind,
Nimm in dein Herz mich auf.

Dies war der erste schriftliche Versuch, mich Julien zu erklären, und ich wußte ihr denselben, wenn auch nicht gleich, zuzuspielen. Denn neben dem Roman meiner Liebe liefen noch hundert andere Dinge und Personen her und hielten meine Teilnahme in Atem.

Einfluß der Demagogie

Die Demagogie war mit dem Feldzuge nach Kronenberg nicht abgetan. Obgleich diese Tagsatzung mich sehr unbefriedigt gelassen hatte, so war sie doch für die Führer nur das Zeichen einer größeren, auf das Praktische übertragenen Tätigkeit gewesen; und in der Tat wurden wir Jüngeren, nur Halbeingeweihten, nun immer häufiger zu allerlei Zusammenkünften und Besprechungen herangezogen. Bald war es der Odenwald, bald Heppenheim oder Zwingenberg, bald Darmstadt, wo man uns versammelte und wobei sich dann meist auch reifere, dem Bürger-, Bauern- oder dem Beamtenstande angehörige Männer einfanden. Positive Gegenstände konspiratorischer Natur wurden hier in Wahrheit nicht verhandelt, meistens waren es nur all-

[1]) Julie Jung, die spätere Frau meines Großvaters.

gemeine, patriotische Ideen oder Universitätsspezialitäten, welche uns beschäftigten; aber die Art und Weise, worin die Dinge verhandelt wurden, war höchst feierlicher Natur und trug das Gepräge einer geheimen, verpönten Verbindung. Diese Versammlungen hatten seitens der Führer für uns übrigen nur eine prüfende, einleitende Bedeutung. Man wollte teils wissen, wie weit man mit uns gehen könne, teils uns zu großen Taten erziehen und begeistern.

Auf mich wirkte dies Treiben, worin ich sehr lebhaft verwickelt war, durchaus zwiespältig. Die Doktrin, welche hier bis in ihre praktischen Konsequenzen wenigstens andeutend aufgedeckt worden war, erschien mir, wenn auch groß, doch meistenteils nur zweifelhafter Natur in bezug auf geistige Freiheit und Sittlichkeit. Sie stieß mich ab, und ich hatte kein Hehl, dies bei einigen sehr starken Veranlassungen zu äußern. Die Personen aber, welche jene Doktrin brachten, fesselten mich auf das Vollständigste.

Namentlich lernte ich den Dr. Karl Follen erst um diese Zeit recht kennen und die Herrschergewalt seines Geistes empfinden. Er war der Schwerpunkt der ganzen Verbrüderung, und wir waren so von Ehrfurcht für ihn erfüllt, daß er unsere Seelen führen konnte, wohin es ihm beliebte. Er war aber kein gemeiner Verschwörer, kein italienischer Carbonaro oder französischer Kommunist. Er war ein deutscher Charakter, und wie sehr er sich berufen hielt, seine Jünger zu seinen Überzeugungen heranzubilden, so sollte dies nicht durch trügerische Vorspiegelungen und sinnverwirrende Phrasen, sondern auf dem Wege der Erkenntnis und freien Wahl geschehen.

Freilich trat er dadurch der nahen praktischen Erreichung seines Zieles selbst in den Weg, und die meisten von uns entrannen ihm, sobald sie aus ihrem jugendlichen Traumleben erwachten.

Indes war ich noch nicht erwacht, obgleich die Ideen der Herstellung des Vaterlandes und die Verpflichtungen, welche für uns daraus abgeleitet wurden, mein Nachdenken ernstlich zu beunruhigen anfingen.

Vorläufig glaubte ich, meine natürlichen Gefühle unterdrücken oder dieselben doch jenen erhabenen Anordnungen unterordnen zu können, kam aber bei diesen widerstrebenden

Gegensätzen aus einer mir immer lästigeren moralischen Klemme nicht heraus.

Dieses Mißverhältnis übertrug sich auch auf meine Liebe. „Nullum matrimonium ante rem publicam constitutam“ war der stolze Wahlspruch meiner Genossen, obwohl mehrere bereits ihre Geliebten und die meisten zuletzt auch Frauen hatten, während jenes Motto noch immer nicht erfüllt ist. Ich tröstete mich denn auch damit, daß Lieben nicht gerade Heiraten sei, und war überzeugt, daß ich vorkommendenfalls mich und meine Liebe dem Vaterland zum Opfer bringen werde und müsse.

Mit solchen disharmonischen Gefühlen quälte ich mich in dieser Epoche herum und war hochherzig und einfältig genug, sie auch meiner guten Julie einzuflößen, die dann jahrelang darunter gelitten hat, während ich doch den ganzen Plunder, sobald ich die Universität verlassen hatte, ziemlich rasch von mir abstreifte.

Bei diesen vergeblichen Kämpfen wurde ich lebhaft gewahr, daß es dem Menschen mit aller Anstrengung nicht gelingt, seinen eigenen Schatten einzuholen und über ihn wegzuspringen. Es liegt an der Verkehrtheit des Standpunktes. Dreht man sich beherzt um, so ist der lästige Schatten verschwunden und folgt uns als ruhiger Begleiter nach.

In Heidelberg selbst beunruhigte mich während dieses Semesters die Demagogie weniger. Ihre Hauptvertreter waren verschwunden, und, was noch da war, übte keinen beherrschenden Einfluß.

Ich hätte also hier wenigstens ungestört meinen Neigungen und Studien leben können.

Der Tod des Vaters

Nun aber kam von anderer Seite eine schwere Prüfung. Der Vater wurde immer kränker, seine sonst so liebenswürdigen, lehrreichen, humoristischen Briefe wurden immer kürzer und seltener, und die Trauerberichte der Mutter lauteten von Woche zu Woche trostloser. Mit jedem Berichte, mit jedem Rezept, welches der Vater mit zitternder Hand nachgezeichnet hatte, eilte ich zu Conradi, um mir hier Rat zu holen; aber es wurde mir täglich enger ums Herz. Ich erkannte wohl, daß es zum Ende ging.

Am 5. Juni kam die Nachricht von dem am 2. Juni erfolgten Tode des Vaters an. Es war vollbracht. Der

stille, treue, reichbegabte Geist sollte nicht mehr für mich sorgen, nicht mehr über mich wachen, nicht mehr mich führen. Er sollte nicht die Freude erleben, seinen einzigen, geliebten Sohn zu ehrenhafter Selbständigkeit heranwachsen zu sehen, ich nicht das Glück, seine mühevolle, aufopfernde Tätigkeit, seine unerschöpfliche Liebe dadurch zu vergelten, daß ich vor ihn hintreten und ihm sagen konnte: „Vater, ich bin ein Mann geworden und kann selbst für mich und meine Eltern sorgen."

Und ich war noch so gar jung. Ich fühlte mich sehr traurig und verlassen.

Am selben Tage eilte ich nach Wiesbaden zur Mutter. Reise nach Wiesbaden
Den Tag zuvor war der Vater beerdigt worden. Die Mutter, welche unter der traurigen Pflege schwer gelitten hatte, war gefaßter, als ich erwartete. „Der Alexander wird dich nicht verlassen," waren seine letzten Worte gewesen. Ich ging zu den behandelnden Ärzten: Herzfehler und Brustwassersucht wurden mir als Sektionsbefunde mitgeteilt. Alles, was ich hörte, erschien mir so kahl, so kalt. Niemand gab mir den Vater wieder, nichts konnte ihn ersetzen.

Nur wenige Tage verweilte ich bei der Mutter und sah des Vaters literarischen Nachlaß durch.

Das Wenige, was ich von seinen Büchern behalten zu dürfen glaubte, legte ich beiseite, die übrigen sollten zum Verkauf nach Frankfurt geschickt werden. Die alten Freunde des Hauses erwiesen sich vielfach als lau und selbstsüchtig, nur der alte Oheim Pagenstecher und ein Vetter, Regierungsrat Pagenstecher, bewährten sich als redliche Helfer in der Not.

Die Mutter, welche zu einer kleinen Pension von 144 Gulden berechtigt war, sollte, so war die Verabredung, alles Überflüssige verkaufen und, sobald dies geschehen war, zu mir nach Heidelberg ziehen.

Das bare Vermögen belief sich auf etwa 5000 Gulden. Aussichten
So hatte der brave Vater im Verein mit der ökonomischen Mutter gearbeitet und gespart. Ich konnte also ruhig meine Studien vollenden und hatte nur die Verpflichtung, ohne Abschweifungen und mit möglichst wenig Unkosten auf dies Ziel loszusteuern. Ermutigt ging ich denn auch am 10. Juni von Wiesbaden wieder weg.

Rückkehr nach Heidelberg

Wie schnell sind die Tränen der Jugend getrocknet! Als ich bei Tagesanbruch, den Studententornister auf dem Rücken, das verwaiste Elternhaus verlassen hatte und von den südlichen Hügeln Wiesbadens in den weiten, morgenroten Himmel und über die duftige Ebene hin nach den fernen blauen Berggipfeln schaute, da fühlte ich mich freier, kräftiger und von jugendlicher Hoffnung mehr durchtränkt als je zuvor. Ich war ganz auf mich selbst gestellt, und ich empfand in mir den vollen, frischen Mut, mich zu behaupten.

So zog ich weiter und weiter; bei Kostheim ging ich über den Main, dann in der heißen, sandigen Niederung auf Großgerau zu, wo ich an einem Gabelfrühstück mich labte. Zwischen Großgerau und Darmstadt, dem Ziel meiner heutigen Reise, zog sich ein schöner Wald hin, durch welchen der Fußpfad hier und da sich schlängelte. Ich lagerte mich in dem erquicklichen Schatten, lauschte dem Säuseln der Blätter, dem Gesang der Vögel, sah das Farnkraut im Winde sich neigen und den weißen Stamm der Birke durch das Dunkel der Waldnacht schimmern. Ich dachte an Julie. Tiefer als je empfand ich meine Liebe zu ihr und die Notwendigkeit, mich ihr zu erklären; aber was sollte ich ihr sagen? Wie ließ sich das Gefühl, das tief im Herzen wie eine Blumenknospe keimte, in Worte fassen? Wie ließ sich das ideale Streben, das mich erfüllte, das wie der Abendstern am hohen Himmel schwebte, als ein irdisches Ziel fassen und begrenzen? Und doch klang es mir wie Musik durch die Seele; in dem Gedanken an sie lag kein Zwiespalt. Ich wußte, daß ich verstanden wurde.

Am Nachmittag war ich in Darmstadt, mitten unter den demagogischen Genossen. Unser dortiges Absteigequartier war das gastliche Haus des Bäckermeisters Kahl, des Vaters meines oben geschilderten Freundes. Der Alte war ein ernst-freundlicher Mann von einfach bürgerlichem, aber feinem Wesen, der seinen Söhnen und deren Genossen alle Freiheit und Gastfreundschaft gönnte. Der älteste seiner drei Söhne war Bäcker, ein gar biederer, schlicht-verständiger Mensch; der zweite, Karl, war jener Theologe, jenes Musterbild eines Gießener Schwarzen; der jüngste, Fritz, Buch-

händlerlehrling bei Vater Winter in Heidelberg, eine schlank aufgewachsene Pflanze, brav und redlich wie die Brüder, aber damals noch etwas unfertig.

4. Neue Erlebnisse und Freundschaften.

Karl Follen[1]) war zufällig in Darmstadt anwesend und begleitete mich des anderen Tages mit Karl Kahl bis Zwingenberg. Das Übergewicht seines Geistes und Charakters wirkte mächtiger auf mich als je. Nicht nur seine politisch staatswissenschaftlichen Theorien teilte er mir ausführlich und im Zusammenhange mit, sondern auch seine religiös-ethische Lebensansicht. Die Bestimmung der Menschen war ihm Unterdrückung und Ausrottung alles Egoismus, Abstreifung alles Sinnlich-Materiellen, volle Hingebung an das Volk. Nicht dem vagen Begriff der Menschheit, sondern dem deutschen Volke sollte diese Liebe gewidmet sein. Hierin sollten wir dem Heiland gleichen, der auch zunächst für sein Volk und Land sich aufgeopfert habe. So sollte auch unsere Vaterlandsliebe eine heilige und mit Bewußtsein opfermutige sein, denn ohne Blutzeugnisse werde die verratene, geknechtete, deutsche Freiheit nicht aus ihrem Grabe erstehen können. Zum Schluß der langen, fesselnden Argumentationen gab Follen Mitteilungen aus einem größeren Gedichte, welches er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Adolf ausarbeitete, worin jene Doktrinen in poetischem Schmuck sinnbildlich auftraten und welches als ein Evangelium in geheimnisvoller Weise uns vereinigen, unseren Ansichten einen gemeinsamen Ausdruck geben, unsere Überzeugungen erheben und unseren Mut anfeuern sollte.

Gang nach Zwingenberg

In den „Frischen Stimmen freier Jugend" finden sich unter Nr. 63: „Teutschlands Stolz, unser Schmerz" einige Proben aus diesem hohen Lied unserer Genossenschaft. Alle diese Mitteilungen, Enthüllungen einer tiefbegeisterten, in der keuschen Bewahrung ihrer Jugendideale herangereiften Seele wirkten aufs einschneidendste auf mein Gemüt und bannten mich wieder in den romantisch politischen Ideenkreis, den zu verlassen ich auf dem besten Wege war.

[1]) Über Karl Follen vgl. Hermann Haupt: Karl Follen.

Für ein paar Monate war es sogar um meine Liebesbewerbungen getan, während doch im Innern meines Herzens dieses Feuer ungeschwächt fortbrannte. So kam ich ernster, ja trüber in Heidelberg an, als ich Wiesbaden und das Grab des Vaters verlassen hatte [1]).

Die Burschen- 1818

Die Zahl meiner Heidelberger Freunde war jetzt sehr gelichtet, ihr Einfluß auf mich erheblich vermindert. Marx und seine Genossen waren weggezogen, ebenso sämtliche alten Schwarzen. Es war ein neues Geschlecht aufgestanden, welches weder die wissenschaftlichen Exzentrizitäten jener,

---

[1]) Karl Follen und Karl Kahl hatte ich zum letztenmal gesehen. Beide, vielleicht die treusten und reinsten Sendlinge der neuen Lehre, wurden bald darauf aus dem geliebten deutschen Vaterlande vertrieben. Jener, nachdem er kurze Zeit in Jena gelehrt und gelebt hatte, nach den nordamerikanischen Freistaaten, dieser, verzweifelnd an Deutschlands nahem Erwachen, nach dem kampfentbrannten Griechenland. Follen trat in Nordamerika zur Theologie über und lebte hochgeehrt und innig geliebt von tiefen Geistern. Er starb beim Auffliegen des Dampfschiffes „Lexington", am 12. Januar 1840, als er von Neuyork nach Boston zurückreisen wollte. Karl Kahl hatte kaum die Küste von Hellas betreten, als ihn in Missolunghi das Nervenfieber ergriff und ihn ohne Schlacht und edle Wunden davonraffte. So vollendete sich das Schicksal zweier ausgezeichneter Menschen, zweier für das Vaterland und seine Freiheit in reinster Liebe entbrannten Jünglinge. Die überspannte Reizbarkeit ihres Enthusiasmus ist durch den widerwärtigen Kontrast der damaligen Reaktion gegenüber der kurz vorhergegangenen nationalen Erhebung in den Freiheitskriegen mindestens entschuldigt. Die Reinheit ihres Strebens von niedrigen, selbstsüchtigen Zwecken aber, die Festigkeit ihres Willens, die opferbereite Hingebung ihrer Seelen an die heilige Aufgabe, welche sie sich gestellt hatten, zählt zu den großartigsten und eigentümlichsten Erscheinungen im Leben des deutschen Volkes und Gemütes.

Friede sei ihrer Asche und Ehre ihrem Angedenken!

Sie waren Patrioten wie Leonidas, Brutus und Cato, aber ihr heimischer Boden war kein Sparta und kein Rom. Sie sind hinübergegangen in eine andere Welt. Ihr Name, nach noch nicht 40 Jahren, ist kaum noch genannt und gekannt; aber die Strahlen und Funken ihres Geistes sind doch in die Nacht des Volkslebens gedrungen und haben mitgewirkt zur Heraufführung eines Tages, den die Nation in immer weiteren Kreisen mit immer steigender Zuversicht erwartet. (Anmerkung des Verfassers.)

noch die patriotischen Ideale dieser teilte. Ich wurde durch meine Studien sowohl, als durch meine Neigungen von dem Studentenverkehr von Anfang an abgezogen, und der von Anfang an enge Kreis der Schwarzen wurde immer enger.

Selbst die Burschenschaft, unser liebstes und eigenstes Kind, fing an, sich unserem Einflusse zu entziehen. Die heiteren, lebensfrohen Jugendelemente traten in derselben kecker hervor, und wir wurden als exaltierte Rigoristen zwar geehrt, aber doch gemieden, und unser Einfluß bald in ernster, bald in scherzhafter Weise bekämpft. Gegenströmungen in der Burschenschaft

Der Oldenburger von Kobbe, ein origineller, liebenswürdiger, poetischer Bursche, stiftete uns zum Trotze mitten in der Burschenschaft eine „Cerevisia", die in launig-tollem Treiben unserem Wesen und Wirken großen Abbruch tat. Wenzel aus Schlesien, Elder aus Lübeck, Uhden aus Berlin und andere, besonders norddeutsche, Juristen bekämpften unsere Theorien und Anträge mit kaltem Scharfsinn von der Rednerbühne herab. Durch dies alles kamen wir so sehr in die Minorität, daß unsere Teilnahme an der Burschenschaft nach und nach ganz erkaltete und wir unsererseits nun dieses Treiben immer mehr ignorierten. Ganz intime Freunde hatte ich damals nicht; am nächsten stand wir Eigenbrodt aus Darmstadt, ein treuer, fester, klarer Mensch von überwiegendem Verstand, doch für meine Gemütsverfassung zu wenig mit poetischem Schwunge ausgestattet. Ich fühlte und schätzte seinen vollen Wert sehr bald, und wir sind befreundet geblieben bis auf diese Stunde, aber unsere Wechselbeziehungen waren immer ruhiger Natur, während ich gerade damals in innerer Leidenschaft glühte. Mein eigentliches Seelenleben zog sich um diese Zeit immer mehr in sich selbst zurück.

Während so das studentische Treiben entschieden für mich in den Hintergrund trat und selbst meine Teilnahme an dem politischen Treiben meiner schwarzen Genossen nur noch eine lockere war, gab ich mich mit neuem Eifer den Studien hin. Zumeist beschäftigte mich die Vollendung der Preisaufgabe. Das Material war nun gesichtet, der Plan festgestellt, und nur die Ausarbeitung im einzelnen, die formelle Abrundung sowie die Übertragung ins Lateinische, lagen mir ob. Für die lateinische Übersetzung bedurfte es Lösung der Preisfrage

einer philologischen Beihilfe, welche in der Person eines gewissen Dunzinger, welcher vor einigen Jahren einem bayrischen Kloster entsprungen war, gefunden wurde. Wir übersetzten dann etwa vier Wochen lang mit eisernem Fleiß, während des Monats Juli, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und am Schlusse des Monats war die Aufgabe vollendet, sauber auf Velinpapier abgeschrieben, in den Händen der Fakultät. Ihr Motto durfte nichts Geringeres sein als der tiefsinnige Satz der hippokratischen Aphorismen: „Das Leben ist kurz, die Kunst aber lang."

Hiermit war ich denn auf einem Ruhepunkt, auf einer Höhe meines jugendlichen Lebens und Strebens angelangt; ich war durch dauernde Tätigkeit freigeworden von wirren, schweren, eigentlich meine Fähigkeit übersteigenden Aufgaben und kehrte nun, gekräftigt und erleichtert, zu mir selbst und zu derjenigen Tätigkeit, welche meiner inneren Natur angemessen war, zurück.

Wie mein Selbstbewußtsein zugenommen hatte, so wurde ich auch jetzt wieder heiterer. Doch war meine ganze Gemütsstimmung noch in höchstem Maße schwärmerisch, und das dunkle Gewebe demagogischer Phantasien hing immer noch wie ein Schleier vor meinen Blicken.

Poesie und Liebe

Auch diese Stimmungen versuchte ich vielfach in poetische Formen zu bringen, und es gelang mir wirklich, dieselben objektiv zu machen und sie damit nach und nach abzustreifen. Denn wie jeder Leidende, wie jedes Kind im täglichen Leben gewahr wird, daß Klagen und Weinen das Leid mindern, so erfährt im höheren Maße der schöpferisch dichtende Geist dasselbe, indem er dem, was ihn drückt, künstlerische Gestalt verleiht und es in freier Tat aus der Passivität der Empfindung ausscheidet. Wie verzweifelt, grauenhaft und selbstmörderisch denn auch solche poetische Schöpfungen sich ausnehmen, so wird ihr Schöpfer doch, wenn er sie erzeugt, von ihrer leidenschaftsvollen Gewalt befreit.

So erging es denn auch mir. Indem ich in meinen Gedichten meine Hoffnungen und mein Leben selbst unbarmherzig mordete und begrub, wurde ich innerlich allmählich heiterer, schwungreicher und lebensgewisser.

Schließlich mögen noch, als tatsächliches Belegstück jener schwarzgefärbten Seelenstimmung, die folgenden Verse, welche den Schluß einer Art Ballade bildeten, hier Platz finden.

Seht ihr auf jenen Höhen, umblinkt von Todesgeschossen,
Der Freiheit Banner stehn? Hinauf, ihr Schlachtgenossen!
Gefunden hast du fürwahr, o Lanze, den Weg zum Herzen,
Wie springt nun frei und klar der Quell zu Freuden und Schmerzen,
Das Herz sonst so voll und weit, ganz still ist's und kalt und offen.

Dahin ziehen Lust und Leid, es bleibt nur gläubiges Hoffen,
Ein flammendes Tränenmeer. Das Auge, voll Lust und Wehen,
Schaute so bang umher, der Geliebten Aug' zu erspähen,
Jetzt, o wie engelmild, im blumichten Himmelblauen,
Das süß ersehnte Bild, die sterbenden Blicke schauen.

Inzwischen war am 14. Juli die Mutter bei uns eingetroffen und von der Schwester Hofrätin gegen billige Vergütung aufgenommen worden. Mit dem natürlichen Scharfblick der Frauen hatte sie mein Verhältnis zu Julien sofort bemerkt und mit der ebenso natürlichen Liebe der Mutter begünstigte sie den Herzenswunsch ihres Sohnes. Auch ihr kam es nicht in den Sinn, daß die Sache eine sehr ernste, schwer zu verantwortende Seite habe. Die Werbung

Julie kam ihr mit kindlichem Vertrauen entgegen; so machte es sich von selbst, daß ich der Mutter jene Gedichte an die Geliebte aushändigte und daß sie nun dieser selbst übergeben wurden.

An demselben Tage ging ich frühmorgens nach Karlsruhe zum Besuche meines Freundes Marx. Ich wollte Julien Zeit lassen, über meine unzweideutigen Erklärungen mit sich einig zu werden. Marx

Marx, der sein Staatsexamen mit großer Auszeichnung bestanden hatte, empfing mich herzlich, wie einen Bruder. Er stand bei den Medizinalbehörden bereits in großem Ansehen, und die Aussicht auf eine schöne Laufbahn war ihm eröffnet. In der praktischen Tätigkeit würde er diese, seiner Natur am angemessensten, gefunden haben; sein strebsamer Geist trieb ihn indes zu höheren Dingen. Er hoffte von der badischen Regierung ein Reisestipendium zu erlangen und später in die akademische Laufbahn einzutreten.

Unsere Gespräche drehten sich um diese Angelegenheit, um unsere geistige Entwicklung im allgemeinen, um unsere Pläne Herzenszustände und auch um die Burschenschaft und Politik. Einer wirkte auf den anderen. Marx trieb mich zum entschlossenen Handeln in meinen zärtlichen Angelegenheiten, die ich ihm nicht ganz verhehlte; ich trieb ihn zu lebhafterer Beteiligung an unseren patriotischen Plänen, wofür er eigentlich keinen Sinn hatte. Wie die Edleren unter den Juden, war er weniger deutscher Patriot als Kosmopolit.

Als wir nach einigen Tagen uns trennten, kehrte ich nach Heidelberg mit dem festen Vorsatze zurück, mich ganz und vollständig gegen Julie zu erklären; Marx seinerseits ging nach Freiburg im Breisgau, mit dem ebenso festen Vorsatze, dort unter den Akademikern deutsche Burschenschaft und Vaterlandsliebe zu propagieren. So hatten wir aufeinander influiert, und, wenn ich mir dabei der Schuld bewußt bin, meinen guten Marx in eine ihm von Haus aus fremde und noch dazu gefahrvolle Stellung hineinphantasiert zu haben, so habe ich diese Tat ein Jahr nachher auch büßen müssen, indem der Spaziergang meines Freundes nach Freiburg einzig und allein die Ursache meiner späteren Verhaftung wurde. Dies werde ich an seinem Orte erzählen.

Erklärung Am 26. Juli abends gegen Sonnenuntergang kam ich in Heidelberg wieder an. Mein erster Gang war nach dem geliebten Hause am Neckar[1]). Ich weiß nicht, warum alle Bewohner ausgegangen waren oder sah ich sie eben nicht. Nur Julien traf und sah ich. Ich faßte ihre Hand und fragte, ob sie meine Worte gelesen habe und ob sie meine Frau werden wolle. Der Bund war geschlossen. In Juliens tief weiblicher Natur lag es, einmal zu lieben, aber dann fürs ganze Leben. Wohl war es eine unnennbare Glückseligkeit, die ich bei dem Liebesgeständnis meiner Julie empfand, aber es war nicht mehr jener schwindelnde Rausch, der Geist und Sinne überwältigt, es war eine milde Seligkeit, eine beruhigende Gewißheit, die mich erfüllte.

---

[1]) Das Haus lag am Zimmerplatz, dem heutigen Jubiläumsplatz. Die Lage desselben ist nicht aufzufinden, da ein Verzeichnis der damaligen Hauseigentümer fehlt. (Nach einer Mitteilung von Bürgermeister Dr. Wieland-Heidelberg.)

Es war Zeit, daß wir uns gefunden hatten, denn der Abschied nahte.

Am 24. August feierten wir unser Jean Paul-Fest zur Erinnerung an den Tag, welchen der Dichter das Jahr zuvor in unserer Mitte unter Gesang und Tanz zugebracht hatte. Seinen „Titan" hatten wir gemeinsam gelesen, und wir fühlten lebhaft und sprachen es uns auch aus, daß Ischia und das Land der Liebe überall da war, wo das Zauberband der Liebe uns umschlang.

Glückselig schwebten wir miteinander durch die Reihen des stundenlangen Kotillons, unseren Standpunkt hatten wir an einem Blumentische, auf welchem sich eine knospende Myrte befand.

Die Trennung. Besuch der Eltern Juliens

Wenige Tage nachher kamen Juliens Eltern an, um die Tochter in die Heimat zurückzuholen. Während nun die Mutter Juliens mehr auf die Frau Hofrätin und auf Sophie, welche inzwischen zurückgekehrt war, sich angewiesen sah, fiel mir die Aufgabe zu, den alten Herrn zu unterhalten. Ich tat dies in meinen Mußestunden mit Geschick und Liebhaberei. Ich zog fleißig mit ihm umher und zeigte ihm die Sehenswürdigkeiten der Stadt und Gegend. Er fragte nach allem und wollte alles gründlich wissen. Von dem Schloß und seiner Gründung und Zerstörung, von der Stadt und der Universität kamen wir auch auf mein Studium. Von dem anatomischen Museum, welches ich ihm so gern gezeigt hätte, wollte er nichts wissen, ebensowenig von den Hospitälern, aber der Magnetismus interessierte ihn, und er ließ sich sehr gern zu einer großen magnetischen Vorstellung bei Schelver führen.

Der Magnetismus in Heidelberg

Die Wundertätigkeit Schelvers stand damals in Heidelberg in ihrer höchsten Blüte [1]). Er hatte einen alten, an schwarzem Star erblindeten Anstreicher an der Burgstraße, namens Auth, aufgetrieben, einen kuriosen Heiligen, der früher selbst gequacksalbert hatte und dem Pietismus ergeben war. Dieser wunderliche Kauz ließ sich denn von dem gläubigen Schelver magnetisieren; und bereits seit ein paar Wochen war ich in der Behausung des Kranken Zeuge gewesen von

---

[1]) Das folgende ist auszugsweise bereits in der „Med. Klinik" 1912 veröffentlicht.

der praktischen Kunst meines gutherzigen und sinnreichen Lehrers, leider auch sinnreich in der Art des Don Quichotte de la Mancha. Hier sah ich den Meister streichen und kalmieren und spargieren, bald mit den Handflächen, bald mit den Fingerspitzen, bald mit dem Handrücken, jetzt in langen Zügen, jetzt in kreisförmigen oder elliptischen Verschlingungen, jetzt segnend, jetzt knetend oder tupfend, alles wie wir es im System erlernt hatten. Vor ihm, im ledernen Lehnstuhl, saß der blinde Mann und rollte die erloschenen Augäpfel und runzelte die Stirn und begann schon hin und wieder den Mund zu spitzen und ein unverständliches Wort zu lallen.

Diesmal war die Szene in die vornehme Behausung Schelvers verlegt worden. In der Mitte eines großen Saales, in ehrwürdigem Polsterstuhle, saß der somnambule Prophet, zu seinen Seiten im weiten Kreise eine magisch geschlossene Kette, die Zahl der Kranken, Gläubigen und Liebhaber. Es war eine abenteuerlich gemischte Gesellschaft: Alte und Junge, Männer und Frauen, hoher Adel und verehrungsgieriges, gemeines Publikum. Die Hauptrolle spielte die renommierte Frau v. Krüdener, jetzt bereits alte Betschwester, vor wenigen Jahren noch in einem anderen verwandten Genre bei Kaiser Alexander beschäftigt.

In diesen schwülen Dunstkreis trat ich mit dem ehrwürdigen Herrn Friedrich August Jung. Der Empfang seitens der Frau Professor Schelver, welche den Cherub an der Pforte des Allerheiligsten machte, war kein sehr schmeichelhafter. Es ging ihr mit dem alten Kaufherrn, wie Gretchen mit dem Mephistopheles; sie witterte Teufelei und hatte große Lust, uns auszuweisen. Der harmlose Schelver aber, der eben herantrat, ließ uns ohne Bedenken hinein. Auch war die Sache nicht zu gefährlich und mein alter Herr zu bescheiden und der Heidelberger Zauberwelt zu freundlich gesinnt, um das, was er sah, anders als ein interessantes Schauspiel mitzunehmen.

Der blinde Mann begann nun bald unter den magnetischen Streichen zu seufzen und zu zucken, mit ihm die ganze Kette. Dann wurde er Hellseher. Er erzählte, daß seine Seele in den Himmel entrückt sei, einen prachtvollen Garten sehe er um sich. Überall die schönsten Blumen,

in jeder Blume ein leuchtendes Insekt, und jede Blume und jedes Insekt sei geschaffen zum Heile der Menschheit und auf der Erde seien ihre irdischen Abbilder. Dann verordnete er den Kranken im Zauberkreise und anderen, deren Leiden ihm Schelver vortrug, seine Heilmittel aus den ihm geoffenbarten Blumen, Kräutern, Insekten und aus allerlei wunderlichem Unrat, wobei nicht viel Paradiesisches zu hören war. Es hat sich später, als die Geschichte zu einer polizeilichen Untersuchung reif geworden war, herausgestellt, daß der verschlagene Anstreicher ein Exemplar der Paulinischen Dreckapotheke besaß und aus dieser seine himmlischen Rezepte entlehnte.

Schließlich rezitierte er, in näselndem Tonfall einige Gesangbuchverse, z. B.:

Du, o Jesu, kannst mich heilen,
Wenn mich niemand heilen kann,
Betend will ich zu dir eilen,
Nimm, o Herr, mich gnädig an,

und die Erbauungsstunde war geschlossen. Geheilt wurde niemand, weder der alte, blinde Anstreicher, noch die Gläubigen im Kreise. Aber entzückt und verzückt waren der Magnetiseur und seine Herde.

Der zukünftige Schwiegerpapa ging ernsthaft, wie er gekommen, wieder heraus; er sprach nicht viel, aber auch mir war es nicht sonderlich um eindringliche Erörterungen zu tun.

Ein andermal forderte er mich zu einem Spaziergang auf. Wir gingen über die Brücke nach Neuenheim zu. Er wollte über die Burschenschaft und die Politik unterrichtet sein. Ich trug ihm alles mit Offenheit und Zuversicht vor und erlebte, daß der alte Herr wunderbar ergriffen wurde und meine Begeisterung in keiner Weise tadelte. „Ich bin Kaufmann und liebe den Reichtum nur als Mittel meiner Unabhängigkeit und Freiheit. Für das deutsche Vaterland aber könnte ich Geld und Gut und alles, was ich habe, zum Opfer bringen.“ Das war Balsam für meine Seele und beruhigte mich vollkommen über meine Stellung zu dem verehrten Mann und seiner Tochter.

Vater Jung und die Burschenschaft

Der 4. September war der Tag des Abschiedes. Am 3. September gab die Tante ein Bällchen, währenddessen

Julie und ich noch zum tränenreichen Abschied Gelegenheit fanden.

Am anderen Morgen, früh 6 Uhr, begleitete ich mit dem ganzen Institut Julien über den Strom, der Wagen mit den Eltern erwartete uns jenseits. Endlich stiegen die Scheidenden in den Wagen. Fort rollte er nach Schriesheim zu.

Wieder stand ich allein. Als ich am Abend den Schloßberg erstieg, schien mir alles, Himmel und Erde, wie mit einem Flor überzogen. Was wollte das Abendrot, was wollten die Bäume, unter denen ich sonst sie dahinschweben sah? Die ganze Natur war ausgestorben, ihre Seele war entflohen; mit einem geheimen Schauer wendete ich mich von den teuren Stellen, wo wir ein bedeutungsvolles Wort, einen Blick, eine Blume ausgetauscht hatten. Nichts sagte mir diese Natur, als daß sie hinweggezogen, als daß ich allein sei. Mein Herz war mitten voneinander geschnitten.

Rückschläge

Doch wurde diese Liebesmelancholie, die süßeste aller Schmerzen, bald besiegt. Mein Verstand sagte mir, daß es so und gerade so sein müsse, daß diese Trennung notwendig sei für uns beide, für mein Studium, meine Geistesbildung ganz unerläßlich sei; und ich erhob mich in frischer Kraft und ging mit erneuter Lust und den besten Vorsätzen an die Arbeit und die Aufgaben meines Lebens.

Wieder verbrachte ich einen Teil der Ferien bei meinem lieben Vetter Vapping in Frankenthal. Mein Liebesgeheimnis vertraute ich ihm nicht an, es war mir für ihn doch etwas zu ätherisch, und ich konnte es auch nicht als mein alleiniges Eigentum betrachten. Um so offener war er gegen mich; er hatte seine Liebe einem schönen Kinde in einer benachbarten Stadt zugewendet und glaubte, nicht ungern gesehen zu sein. Weit vorgerückt in seinen Bewerbungen war er noch nicht.

Innerliches Verhältnis zu Julie

Nach meiner Rückkehr nach Heidelberg und dem Wiederbeginn der Vorlesungen warf ich mich nun mit großem Ernst auf meine Studien. Es war jetzt nicht mehr die Liebe zur Wissenschaft allein, nicht mehr das redliche Streben geistiger Ausbildung, was mich beseelte. Durch mein Verhältnis zu Julien hatte ich eine Pflicht übernommen, auch für diese zu wirken und zu sorgen und, indem ich alle meine

Kräfte und Talente bald vollständig zur Reife brachte, eigenes und fremdes Glück zu begründen. Es wirkte dieses Bewußtsein sehr wohltuend auf meine Stimmung und meine Tätigkeit, indem es durch seine pflichttreue Umgrenzung meiner exzentrischen Phantasie die Wage hielt und mich unerwartet an die Realität der Dinge hinführte. Ich wurde merklich ruhiger und klarer. Von Julien fühlte ich mich nur durch den Raum getrennt, das Leben unserer Seelen blieb innig verbunden, wie zwei Stämme an einer Wurzel. Wir hatten uns ineinander gefunden, wir glaubten uns beide an- und durcheinander über alle Wechselfälle und Beschränkung des Einzellebens gerettet zu haben. Es war der ideale Zustand einer allumfassenden, allüberwindenden Liebe.

Gegen die Mitte des Oktobers besuchte mich ein Neuangekommener, ein studiosus juris, Wilhelm Kekule aus Darmstadt. Im Frühjahr hatte er seine Studien in Göttingen begonnen und mit dem dortigen großen Auszuge im Sommer 1817 die Universität wieder verlassen. Durch Eigenbrodt war er an mich empfohlen. Er war noch nicht 17 Jahre alt und selbst unter seinen Jahren zart und schmächtig. Seine Gesichtsfarbe war bis zum Krankhaften bleich, sein Haar blond, von Bart keine Spur. Aber in seinem grauen Auge lag eine wunderbare Lebendigkeit und Intelligenz, und seine herrliche Stirn, seine scharf geschnittenen Gesichtszüge verkündeten Geist und Willen. Ich beschloß, mich seiner anzunehmen, ihn ins Burschenleben einzuführen, ihn nötigenfalls zu beschützen. Ich nahm ihn also mit auf das Schloß und erzählte ihm in meiner romantischen Manier von unseren Angelegenheiten und der Burschenschaft und von dem, was dahinter verborgen war. Er hörte aufmerksam zu und ging im allgemeinen auf meine Ideen ein, warf jedoch hier und da Bemerkungen dazwischen, die mich stutzen machten und mir von der Klarheit und Selbständigkeit des jungen Bürschchens rasch eine ziemlich deutliche Vorstellung beibrachten. Ich bekam Respekt und schied mit der Ahnung, daß dies ein Mensch sei, von welchem ich einiges zu lernen haben werde.

Wilhelm Kekule

Andererseits hatte auch ich einen vorteilhaften Eindruck auf ihn gemacht. Wir schlossen uns bald näher aneinander

an, bezogen im nächsten Semester eine gemeinschaftliche Wohnung und wurden nach und nach in unausgesetztem entwicklungsreichsten Austausch unserer Seelen Freunde bis in die tiefsten Tiefen unserer Gedanken und Gefühle. Auch zwischen ihm und mir war ein scharfer Gegensatz der Charaktere zu überwinden, bevor jener höhere Ausgleich gelang. Es war ein Ringen um den Kampfpreis der Achtung und Liebe.

Wilhelm Kekule gehörte einer vornehmen Familie Darmstadts an. Sein Großvater von mütterlicher Seite, der Geheimrat Zimmermann, war der vertraute Ratgeber und in finanziellen Dingen die rechte Hand des Großherzogs, dabei aber auch für sich ein geschickter Spekulant und ein reicher Mann; die Großmutter eine höchst originelle, kraftvolle Frau in der süddeutschen, beinahe rücksichtslosen, dem gemütlichen und launischen Einfall des Augenblicks vertrauenden Art, ungefähr so wie die Mutter Goethes uns geschildert wird. Mit ihrer rüstigen Tatkraft und ihren derben, witzigen Schlagworten beherrschte sie die ganze Familie, welche ihr, um ihrer großen Herzensgüte willen, mit Begeisterung anhing. Beide, Großvater und Großmutter, waren von bürgerlich geringer Herkunft, und jener hatte seine jetzige hohe Stellung nur sich selbst zu verdanken. Die Familie war indes vornehm geworden, die Söhne und Töchter gut plaziert und glänzend verheiratet, und der Stammherr, bei seinem täglichen Verkehr mit dem Hof, liebte die aristokratischen Formen. Er hatte ein großes Haus am Luisenplatz gebaut mit einer langen Flucht herrschaftlich dekorierter Zimmer, ein wahres Ministerpalais, worin er mit der Familie des Geheimen Regierungsrates Kekule, des ältesten Schwiegersohnes, wohnte.

Hier war Wilhelm mit seinem ein Jahr jüngeren Bruder Karl erzogen worden, unter der Aufsicht, gleichsam unter dem Patronat, meistens auch auf Kosten der Großeltern.

Charakteristik des Vaters Kekule

Der Vater war ein braver Mann, ein gelehrter Jurist, ein fleißiger Beamter, sonst aber ein wahrhaft drolliger Pedant, ungenießbar durch seine Absonderlichkeiten für Frau und Kinder sowie für die ganze Welt. Alles an und um ihn war abgemessen und geregelt wie der Gang eines Chrono=

meters; die Zeit, wenn er aufstand und sich zu Bett legte, das Frühstück mit den Milchbrötchen, welche er selbst abraspelte, das Rindfleisch und die roten Rüben beim Mittagessen, der Senf und das Salz bis auf einen Gran ihres Gewichtes, die Zeit, wo er sich die erste Pfeife ansteckte und die letzte weglegte, wo er, mit der Nachtmütze bekleidet, zum Fenster hinausschaute, wo er die Perücke aufsetzte, nach dem Wetterglas sah, die Strümpfe und Beinkleider, die Westen und Halstücher, die Röcke und Überröcke für den Tag wählte oder wechselte. Um seine Person, seine Bedürfnisse, seine hypochondrischen Grillen, denn er hielt sich für sehr schwächlich, obgleich er 80 Jahre alt wurde, und für sehr konservationswürdig, obgleich er aller Welt entbehrlich war, drehte sich seine ganze Unterredung und sein ganzes Treiben.

Die Familie Kekule stammte aus Ungarn ab, von der Familie der teils hingerichteten, teils wegen revolutionärer Umtriebe vertriebenen Grafen Czekely v. Stradonitz.

Die Mutter Wilhelms war eine edle und sanfte Frau, deren Kraft und Lebenswunsch indes unter dem Joche und der Langweiligkeit der Ehe schon früh gebrochen wurde. Als echtes Weib war sie in der pflichttreuen Ergebung in ihr Schicksal, wie in eine Naturnotwendigkeit, versunken und pflegte und hegte den um viele Jahre älteren Mann wie eine Mutter ihr krankes oder mißratenes Kind. Der Alte war dabei, trotz seines Gebrummels und Genörgels, im Grunde seines Herzens seelenvergnügt und ganz freundlich.

Während der Alte, so oft ich mit ihm zusammenkam, munter wie ein Ohrwurm war und regelmäßig seine klassischen Witze und selbsterlebten Anekdoten mit obligatem Schmunzeln vortrug, habe ich die Mutter nie anders gesehen als mit schweigsamem Munde und einem Zuge tiefer Wehmut um die schönen Augen.

Neben den Eltern und den Großeltern wirkten auf die Kinder besonders der Oheim Karl Zimmermann, später Staatskassendirektor und schließlich Finanzminister, und die Tante Auguste, spätere Generalin v. Below, beide großartige, geist- und charaktervolle Naturen.

Unter solchen scharf markierten Umgebungen, in so ausgezeichneten Verhältnissen wuchsen die beiden Brüder

heran. Auf ihre Erziehung und Ausbildung wurde die größte Sorgfalt verwendet. Schon sehr früh stellte man sie unter die Aufsicht eines Hofmeisters, eines Kandidaten der Theologie, Orth, eines klassisch gebildeten, sehr begabten, aber auch sehr strengen Mannes, welchem sie auch noch, als derselbe eine Pfarrei nahe bei der Residenz erlangt hatte, dorthin für ein paar Jahre folgen mußten. So wurden die Buben, abgeschieden von der Welt, tief in die Wissenschaften eingeweiht und lernten in gründlichster Weise eine Menge von Dingen, welche für ihr Alter sonst unnatürlich erschienen.

Geistesbildung Wilhelm Kekules

In der Tat setzte mich Wilhelm durch den Umfang und die Tiefe seiner Kenntnisse von Tag zu Tag in immer größeres Erstaunen. Er kannte die alten Sprachen wie ein Philologe, ja sogar die hebräische verstand er zu lesen und zu übersetzen. Er war im Französischen und Englischen bis zum eleganten Sprechen und Schreiben ausgebildet, in der Geschichte war er vollständig, bis ins Detail zu Hause, die Mathematik in allen ihren Zweigen beherrschte er, die deutsche Literatur hatte er bereits mit kritischem Geiste studiert, und außerdem noch kannte er die Gesetze der Harmonie, den Generalbaß, und spielte Klavier und Violincello. Er zeichnete auch ganz artig und schrieb den korrektesten Stil, mit einer Handschrift so rein und gleich wie gestochen. Ein solches Phänomen war mir denn doch nicht vorgekommen, und schon vor dieser Macht des Wissens und Könnens mußte ich mich tief beugen. Und doch wurde dieser staunenswerte Reichtum wissenschaftlicher und ästhetischer Ausbildung durch die persönliche Eigentümlichkeit, durch das charaktervolle Gepräge Wilhelms fast ganz in den Schatten gestellt. Natürlich entwickelten sich nicht alle diese Seiten seines Wesens auf einmal und auch nicht in der ersten Stunde des Zusammentreffens. Vielmehr kam alles naturgemäß nach und nach, je nach Zeit und Umständen, ohne alle Ostentation zum Vorschein, aber auch um so sicherer in der Wirkung, und es dauerte gar nicht so lange, so war Wilhelm Kekule der wohlbewunderte, der allverehrte, der unumschränkte Herrscher und, wenn er es wollte, der Tyrann der Geister, die in seinen Zauberkreis getreten waren. Und in der Tat, er war ein mächtiger Mensch.

Mit der feinsten Politur des äußeren Benehmens wußte er jene geniale Kühnheit zu verbinden, welche durch das Neue und Unerwartete zugleich imponierte und entzückte; durch seine Kenntnisse und seinen unbestechlichen Verstand gewann er sich die Achtung der Älteren, durch seine frische Elastizität die Zuneigung der Jugend und durch seinen frischen, unerschöpflichen Humor, der alle Geselligkeitsphrasen überströmte, den Beifall aller. Solch ein Lebensferment hatten wir alle in Heidelberg noch nicht gesehen, solch eine Flamme unsterblichen Geistes hatte noch nicht unter uns geleuchtet und gebrannt. Neben diesen eminenten Talenten lag eine Willensfestigkeit, eine sittliche Kraft und Selbstbeherrschung, ein Mannestrotz seltenster Art, wodurch erst jenen der rechte Adel verliehen ward.

Dieses Menschen Freundschaft zu erringen, ward mir bald Lebensaufgabe und um so dringender, je mehr ich ihn erkannte. Kekule zeigte seinerseits auch eine hervortretende Vorliebe für mich. Er besuchte mich täglich auf meiner Stube, wir gingen am meisten miteinander spazieren, wir stritten am lebhaftesten über Ansichten und Ideen, die uns bewegten; denn, wie tief ich Kekules Verstand und Wissen ehren mußte, so hatte ich doch auch den Stolz meines Selbstgefühls. Ich war mir bewußt, daß es mir zwar an der Gründlichkeit aller Vorstudien, worin mich Wilhelm so hoch überragte, gebrach, daß aber auch meine Erziehung nicht von Wohlstand und erwählten Bildungselementen umgeben gewesen war, daß ich aufgewachsen war wie ein Baum im Walde und das, was ich von Kultur, von höherer Geistesbildung besaß, mir selbst zu verdanken hatte. Kekule erkannte dies noch mehr an mir, als ich an mir selbst, und wenn ich ihm klagte, daß ich durch mein Gassenjungenleben soviel unersetzliche Zeit verloren hätte, dann rief er: „O wäre ich doch ein Gassenjunge gewesen und jetzt so dumm und so frisch wie Du!" Allerdings war ich geistig und leiblich frisch, voll Kraft und Feuer, und insbesondere hoch getragen von den Wogen der Poesie, welche nicht nur meine Gefühle, sondern mein ganzes Leben durchdrungen hatte.

Bei so vielseitiger Verschiedenheit und Verwandtschaft unserer Charaktere blieben wir uns immer neu, immer interessant und wurden uns täglich unentbehrlicher. Bald

begannen wir auch wissenschaftliche Arbeiten miteinander zu treiben. Kekule gab mir vollständigen Schulunterricht im Englischen; wir trieben gemeinschaftlich die altdeutsche Sprache unter Professor Mone, studierten die Hegelsche Philosophie, lasen die deutschen Klassiker, später auch die Engländer und sogar Franzosen an den Sonntagvormittagen.

Natürlich führte ich auch Kekule, sobald ich seiner Befähigung gewiß war, in das Dappingsche Institut ein und hatte die Freude, ihn in kurzer Frist alle Kompetenten in der Gunst der Frau Tante und Sophien ausstechen zu sehen. Er war zu liebenswürdig, zu fein und zu mächtig, um ihm widerstehen zu können. Namentlich fing die Verehrung für ihn in den Kreisen, worin ich ihn auftreten sah, gewöhnlich bei den älteren Personen an, bei den mittelalterlichen Damen, den geheimen Hof- und Kirchenräten, und ging erst später auf die Jugend über. Diese traute ihm zunächst nicht recht, indem er hier seinem beunruhigenden Witz, seinem oft kaustischen Humor freien Lauf ließ und die herkömmliche, romantisch träumerische Stimmung dadurch inkommodierte. Bei den Alten galant und geschmeidig, war er bei den Jungen der Hecht im Karpfenteich.

In meinem Entwicklungsgange bildete die Bekanntschaft mit diesem Menschen den wichtigsten Knotenpunkt.

Während ich auf ihn romantisch wirkte und er sich in dies Dämmerlicht mit der Energie des selbstbewußten Willens stürzte, wurde ich durch die Logik seiner Geistesprozesse ernüchtert, durch die Methode seines genialen Unsinns belehrt und durch das willenskräftige Beispiel seiner Umkehr gestärkt. Wir tauschten für einige Zeit Charakter und Rollen, während au fond ich doch immer Romantiker, er der Mann des überwiegenden Verstandes blieb.

5. Klinische und wissenschaftliche Studien[1]).

Die Heidelberger Klinik im Anfang des 19. Jahrhunderts. Con adi

Die Kliniken von Conradi, Chelius und Nägele nahmen während des Winters 1818/19 den größten Teil meiner Zeit in Anspruch. In der medizinischen Klinik unter Conradi

[1]) Vgl. zu dem folgenden die Ausführungen Kußmauls: Jugenderinnerungen eines alten Arztes, S. 207 ff.

führte ich von jetzt an das Buch[1]), das heißt ich trug die Namen der Kranken, die Diagnose der Krankheit sowie den Verlauf und die Behandlung derselben ein. Die Tätigkeit in dieser Klinik war eine sehr mäßige, eigentlich nur auf die regelmäßigen Visiten und die daran sich knüpfenden Erörterungen der Lehrer beschränkt. Wenn das Rezept geschrieben war, so hatten wir unsere Schuldigkeit getan, und nach 24 Stunden sahen wir nach, ob die Natur unseren Aufträgen artig entsprochen oder ob sie in ungezogener Weise ihre Irrwege verfolgt hatte. Genaß der Kranke, so wurde das angewandte Heilverfahren, besonders das zuletzt verordnete Mittel, höchlichst gepriesen und sorgfältig notiert. Starb er, so war man, bei der Unüberwindlichkeit der Krankheit, vollkommen beruhigt und suchte und fand in der sehr oberflächlich untersuchten Leiche fast immer den genügenden Beweis, daß hier alle rationelle Kunsthilfe nur eitler Luxus gewesen sei. In diesen Räumen war nichts imstande, unser wissenschaftliches Selbstgefühl, unseren geringen Witz und unser großes Behagen zu stören.

Etwas anders schon sah es in der Poliklinik aus, wo wir in die Hütten der armen Leute am Schloßberg und in der Vorstadt eindrangen und, ohne den schützenden Schild des Lehrers, selbständig verordnen und die Verantwortung des Erfolges tragen mußten. In der Stille dieser dumpfen Gemächer, im Angesicht dieser sich monatelang ziemlich gleichbleibenden, meist chronischen Leidenszustände, beschlich mich denn doch schon jetzt vielfach der Zweifel, ob meine Medikamente, mein Baldrian, mein Zink, meine Gummiharze wirklich einen nennenswerten Einfluß auf die Krankheit ausübten, und ich fing an, mich ängstlich nach der Brücke umzuschauen, welche die Pathologie mit der Therapie verbinden sollte. Daß im Staate Dänemark etwas faul sei, fühlte ich sehr deutlich; wie aber dem Schaden abzuhelfen sei, das war mir absolut unklar.

---

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Dieses „Buch“ befindet sich in meinem Besitz. Einzelne Krankengeschichten habe ich veröffentlicht. Sie finden sich an folgenden Stellen: 1. Wiener klinische Rundschau, Nr. 26, 1912, Hydrops.; 2. Beiträge zur Klinik der Tuberkulose, Bd. XXII, Tabes nervosa; 3. Wiener klinische Wochenschrift, Nr. 24, 1912, Simulation. Febris acuta.

Inzwischen tröstete ich mich leicht über diese Forderung mit dem Gedanken, daß ich ja noch das Beste lernen werde, und mit dem Hochgefühl der Jugend, die doch, wenn sie von der rechten Art ist, das Größte aus sich selbst zu erzeugen, niemals zweifelt. Daneben hatte ich die Freude zu empfinden, daß fast alle Kranken schnell Zutrauen und Liebe zu mir faßten, und daß ich auf sie, sogar auf die Irren, einen guten, persönlichen Einfluß übte. Diese Gabe, für den praktischen Arzt das erwünschteste Geschenk der gütigen Götter, hat mich durch mein ganzes Leben begleitet und mir den sonst so schweren Beruf ungemein erleichtert. Schon jetzt trug sie mir bei den Kranken innige Anhänglichkeit, bei den Genesenen warme Danksagungen und freundliche Erinnerungszeichen, Briefe, Blumensträuße, Obstkörbchen, Handarbeiten ein. Ich fühlte mich doch schon als Diener, wenn auch noch nicht als Priester der Hygiäa. Wenn der Dogmatismus Conradis uns auf der einen Seite mit dem damals vorhandenen wissenschaftlichen Material in ergiebiger Weise bekannt machte, so führte sein vorsichtiger therapeutischer Eklektizismus uns zu einer bescheidenen Handlungsweise an. Er war stolz auf den Namen eines Hippokratikers, und das war das Beste an dieser Klinik, daß wir, trotz allem Glauben an die Weisheit der Doktrin, doch die Krankheiten sich selbst überließen und so wenigstens zu der Einsicht befähigt wurden, daß der Naturprozeß die Hauptsache spiele.

Chelius Ganz anders aber verhielt es sich in der Klinik bei Chelius[1]). Hier saß die Chirurgie, die medicina efficax, auf dem Thron. Hier wurden wir buchstäblich gewahr, quae medicina non sanat, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat. Chelius hatte als Militärarzt die Feldzüge von 1814/15 im badischen Heere mitgemacht, die beiden folgenden Jahre, durch Reisestipendien von der Regierung freigebig unterstützt, zu seiner höheren Ausbildung in Berlin, Wien und Paris verbracht. Nun stand er, verlobt mit der Tochter des Finanzministers v. Sonsberg, seit einem Jahre als erster ordentlicher Professor der Chirurgie der Direktion der Klinik vor. Der ganz junge, kaum 30 jährige Mann

---

[1]) Vgl. hierzu Maximilian v. Chelius in „Festschrift der Universität Heidelberg" von Vincenz v. Czerny.

erfreute sich schon eines gediegenen, wissenschaftlichen Rufes und war, wenigstens für die damalige Zeit, ein sehr wackerer Lehrer und Führer der Jugend. Allerdings hat Chelius, wie in seinen wissenschaftlichen Leistungen, so in seinem Auftreten und Handeln, keine Spur von geistiger Tiefe, von genialer Schöpfungskraft, dagegen aber ist er wirklich groß im treuen Festhalten und präzisen Ausbilden des Gegebenen, in der besonnenen Konsequenz und in der gleichmäßigen, gleichmütigen Unerschütterlichkeit des Geistes und Charakters. Durch diese Eigenschaften, mit welchen eine männlich imposante Persönlichkeit und eine immer maßhaltende, taktvolle Würde sittlichen Ernstes sich vereinigte, wußte er seinen Schülern und Kranken gegenüber jedenfalls eine bedeutende Stellung einzunehmen, und ich bekenne gern, daß ich ihm das Brauchbarste, was ich von der Universität in das praktische Leben mitbrachte, verdanke. Seine Lehren waren weder auf Spekulation gebaut noch aus dem dürren Schulstaube herausgekehrt. Bei Chelius sahen wir die wirkliche Natur, frisch und objektiv in ihren eigentlichen Formen und Umwandlungen, bei ihm lernten wir mit den Kranken einfach verständig umgehen, ihre Leiden mit unseren Sinnen erfassen und unterscheiden und in letzter Instanz sie auch wirklich und augenscheinlich heilen. Wenn deshalb Chelius zwar weniger wie Tiedemann und Conradi als Repräsentant der selbständigen Forschung und Gelehrsamkeit erschien, so trafen wir dagegen in ihm den Mann der Tat, des gesunden praktischen Verstandes, der wirklichen Hilfe. Er wußte, was er konnte, und konnte, was er wußte. Demnach ist es nicht zu verwundern, daß in dieser Epoche wissenschaftlicher Abgelebtheit und Zerfahrenheit die beschränkte, aber gesicherte Sphäre, wie die reinlich exakte Methode des jungen Mannes uns als Oase in der Wüste erschien und wir mächtig zu ihm und seiner Chirurgie hinübergezogen wurden.

Dabei war er persönlich gegen uns sehr liebenswürdig, gleichmäßig und gehalten, immer bereit, zu belehren und nachzuhelfen, offen gegen uns mit Besonnenheit, hingebend gegen seine Kranken mit Ruhe und kaltblütiger Berechnung. Zwei kleine Züge mögen ihn in seiner Stellung gegenüber seinen Schülern und Kranken charakterisieren. Er operierte

ein Ektropium des unteren Augenlides[1]) mit Bestreichen durch Schwefelsäure. Ich mußte das Glas halten und goß ihm, in der Spannung des Zuschauens, einen Teil der ätzenden Flüssigkeit auf die Beine. Ich war verzweifelt über mein Mißgeschick, während er in der heitersten Ruhe nur bemüht war, mich zu trösten, und den irreparabeln Schaden an dem neuen grauen Beinkleide und was darunter verborgen war, unbedingt für gar nichts erklärte.

Kurz nachher gab es eine große Operation, eine Exartikulation eines Fußes. Ich sah zu, und während der langdauernden, ziemlich grausamen Operation an einem abgemergelten Jungen, der entsetzlich jammerte, wurde es mir höchst elend zumute, und beinahe wäre ich in Ohnmacht gefallen. Nachdem alles vorüber war, ging ich zu Chelius und erklärte ihm, daß ich nicht glaubte, für das chirurgische Handwerk zu passen, und lieber die Sache aufgeben wolle. Er lächelte. „Das nächste Mal," sagte er, „sollen Sie mithelfen, dann wird es schon gehen." Und richtig, bei der nächsten, bald folgenden Operation bekam ich die Instrumente zuzureichen, half die Arterien unterbinden und den Verband anlegen, und siehe, nicht nur alles ging gut, sondern ich war von da an ein leidenschaftlicher Operateur. So wurden wir zu den Lehren, zu dem Manne und besonders seiner Klinik immer mehr hingezogen: hier gab es stets etwas Neues, stets zu lernen, stets zu tun, Knochenbrüche zu verbinden, Verrenkungen einzurichten, Panaritien[2]) aufzuschneiden, Ätzungen und Einspritzungen vorzunehmen, bei größeren Operationen zu assistieren, abgenommene Gliedmaßen zu untersuchen, Operierte zu bewachen. Stunden, Tage und Nächte brachten wir hier zu, und der eigentliche Geist, der ausdauernd zähe Charakter ärztlicher Praxis, kam hier über uns. Hiergegen gehalten war alles Frühere nur Vorbereitung und wissenschaftliche Gymnastik gewesen. Als Assistent in den drei Kliniken fungierte ein gewisser Breitenbach, ein gar guter Geselle,

---

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Ektropium ist eine durch eine narbige Veränderung des Augenlides hervorgerufene Auswärtsdrehung der Lidränder.

[2]) Anmerkung des Herausgebers: Panaritien sind Eiterungen an den Fingern.

der uns überall freie Hand ließ, so daß die Strebsamen überall mit an die Arbeit gelangen und selbst die freiwillige Assistentenrolle spielen konnten. So fand ein edler Wettkampf aller statt, und Chelius hat mir noch 30 Jahre nachher die Versicherung gegeben, daß er eine solche Klinik nie wieder gehabt habe.

Nägele oder, wie er sich lieber schrieb: Nägelé, war die dritte klinische Größe, an welche ich auch jetzt herangezogen wurde. Nägele war ein höchst eigentümlicher Charakter. Vom katholischen Niederrhein, aus Düsseldorf stammend, war er zum Klerikerstande bestimmt gewesen, hatte die dahin einschlagenden Studien bereits vollendet und, wie man behauptete, die erste Weihe bereits empfangen, als er, ich weiß nicht durch welchen Umstand, veranlaßt wurde, die geistliche Laufbahn aufzugeben und sich der Heilkunst zuzuwenden. Ebensowenig weiß ich, wie er nach Heidelberg gekommen ist, denn die ersten Jahre seines praktischen Lebens brachte er in Barmen bei Elberfeld zu, und plötzlich erschien er in Heidelberg als Professor der Geburtshilfe und als Schwiegersohn des dortigen sehr einflußreichen und wohlhabenden Geheimrates May [1]). Nägele

Von dem geistlichen Gepräge trug der damalige Herr Hofrat Nägele nichts Hervorstechendes mehr an sich. Freilich hatte seine ganze Lehrmethode etwas Kasuistisches, seine ganze wissenschaftliche Bildung und die Erörterung seines Systems einen pulverisierten, scholastischen Charakter, freilich streifte sein Vortrag, besonders wenn er den sittlichen Ernst hervorkehren wollte, an das Salbungsvolle. Dabei blieb es aber auch. Im ganzen machte er den Eindruck eines durch und durch schlauen Weltkindes, eines verschmitzten Hof- und Damenarztes, eines schelmischen Spötters. Persönlichkeit

Er war unerschöpflich an launigen Einfällen, raschen, sarkastischen Bemerkungen, wohl angebrachten Bonmots, boshaften Angriffen gegen fast alle lebenden Kollegen und kostbaren, allerliebsten Anekdoten, die er meisterhaft zu komponieren und zu erzählen verstand. Dabei war er ein

---

[1]) May, geboren 1742, wurde 1766 Direktor der von Karl Theodor gegründeten Entbindungsanstalt in Mannheim, und 1773 als Professor nach Heidelberg berufen. Er bewirkte die Verlegung der Entbindungsanstalt nach Heidelberg.

höchst fleißiger Arbeiter, ein skrupulöser Sammler und unermüdlicher Sichter des Gesammelten. Immer wachsam, immer belebt, immer anregend, immer siebend und feilend an Inhalt und Vortrag seiner Lehren, selten mit sich selbst zufrieden, nie mit anderen. Der Gegenstand, den er gefaßt hatte, ob groß oder klein, ob Hauptsache oder Bagatelle, wurde bearbeitet und zerarbeitet bis auf seine Atome, monatelang, jahrelang, bis zum Überdruß der Schüler und oft auch zum einseitigen Zeitverderb. Indes führte diese skrupulöse Behandlung der Wissenschaft doch auf den Weg tatsächlicher Forschung und gab, wenn auch vorläufig kein Ziel, doch den Weg dahin an. Aus dieser und anderen Ursachen lernten wir bei dem rastlosen Lehrer in Wahrheit nichts Ganzes und Rechtes, während er selbst mühsam Stück für Stück einzelne Fundamentsteine der Wissenschaft sammelte und sorgfältig polierte und so ein Jahrzehnt später in der wissenschaftlichen Welt einen unbestritten ausgezeichneten Rang einnahm. Wenn ein Mensch durch Unermüdlichkeit, durch kluges Abwägen und Abwarten, durch das Nonum prematur in annum seine Zelebrität erstritten hat, so ist dies Nägele. Aus einem suchenden, tastenden, namentlich im wichtigen Gebiete der operativen Hilfe vollständig unsicheren und unentschlossenen Anfänger ist er nach zwanzigjähriger akademischer Wirksamkeit ein Licht der Wissenschaft geworden und steht, je älter er wird, um so höher als Autorität unter seinen Sachgenossen. Er verdankt seinen Reichtum mehr seinem finanziellen Talent, dem besonnenen langsamen Erwerb, dem klugen Ordnen, dem zähen Sparen und Festhalten als der genialen, aber gewagten Spekulation. Mitten in die erste Hälfte seiner Tätigkeit, wo Nägele noch nicht groß und sicher war, fällt die Zeit meines Zusammentreffens mit ihm.

Standpunkt

Sein damaliger Standpunkt war ein theoretischer, nur war er nicht auf die gelehrte Tradition basiert wie der Conradische, sondern auf die Vorgänge in der Natur. Diese zu ergründen, die Normen und Abnormitäten mit Haarschärfe zu ermitteln und sie ad unguem zu demonstrieren, das war Nägeles unermüdliches Streben, und das lernten wir auch unter ihm bis zur Vollendung. Aber die so wichtige Kunsthilfe lernten wir nicht von ihm, ja er behandelte die-

selbe unausgesetzt mit Geringschätzung, mit Skepsis, und wir trösteten uns mit ihm, daß unsere theoretische Einsicht die Hauptsache und die gute Mutter Natur die wahre und sicherste Eileiterin sei. Diese dünkelhafte Befangenheit dauerte auch bei mir gerade solange, bis ich zum selbständigen Handeln berufen wurde und nun schmerzlich empfinden mußte, daß auf diesem Gebiete der Heilkunst vor allen Dingen technische Ausbildung nottut.

Vorläufig besuchten wir diese Vorlesungen und klinischen Übungen aufs eifrigste und notierten die Resultate unserer Betrachtungen sorgfältig und gewissenhaft. Wunderlicherweise fiel in dem ganzen Jahre meiner Teilnahme an dieser Klinik nicht eine einzige erschwerte Geburt vor, und in die Privatpraxis nahm Nägele uns nie mit, vielleicht, weil er die Zuziehung von Studenten für unschicklich hielt, vielleicht auch, weil sein Assistent Breitenbach, wie dieser im Vertrauen gestand, hier alle nötigen operativen Eingriffe besorgte. Lehrmethode

Von einer obstetrizischen[1]) Ausbildung war also hier keine Rede; denn, daß man am Phantom ebensowenig operieren wie im Bett schwimmen lernt, ist einleuchtend.

Dagegen lernten wir den Bau und die Eigentümlichkeiten des menschlichen Körpers, die Veränderungen desselben durch die Gravidität und den Prozeß des Gebäraktes in seinen normalen oder doch in der Norm nur wenig abweichenden Verhältnissen vortrefflich kennen. Alles dahin Einschlagende wurde auf das gründlichste und unermüdlichste studiert, beobachtet, untersucht, gemessen und gewogen, gezeichnet und bis ins Endlose durchgesprochen und verglichen. So war unser Treiben ein ganz bewegtes, und Tage und Nächte brachten wir auch in den Räumen der Klinik unter ächzenden Frauen und schreienden Kindern zu. Wie ernsthaft aber im allgemeinen wir diese Sache behandelten, konnte es bei dem Verkehr mit so wunderlichem Volk in so wunderlichen Verhältnissen, sowie bei dem humoristischen Geiste, der von dem Meister selbst uns unaufhörlich anblies, an obligatem Ulk nicht fehlen.

Und so wurde denn diese Klinik nicht bloß als Schule der Wissenschaft, sondern auch als Brennpunkt aller tollen medizinischen Einfälle und Streiche mit Vorliebe kultiviert.

---

[1]) Obstetrizisch = frauenärztlich-geburtshilflich.

Übermütige Streiche

Vor allem diente ein junger Schweizer, Schwab, gegenwärtig Arzt in Basel, ein gar treuherziger Geselle, zur Zielscheibe unserer Eulenspiegeliaden, die sich freilich nicht wohl nacherzählen lassen. Er wurde eben in aller Weise in den April geschickt, indem man ihm z. B. einen von der Anatomie herbeigeschleppten Arm als den Arm einer Wöchnerin in die Hand drückte oder ihn ein mit einer alten Perücke bedecktes Stapelholz als den Kopf eines Kindes untersuchen ließ und was dergleichen Witze mehr sind, die unser rasendes Gelächter erregten und von ihm mit der unverwüstlichsten Gutmütigkeit verdaut wurden. Wir liebten ihn darum nur um so mehr, als er mit dieser unbezahlbaren Schwabennatur den trefflichsten, zuverlässigen Charakter und ein sehr solides Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung verband. Zum großen Ergötzen der ganzen Bande dichtete ich eine Operette, worin unser Schwab die Hauptrolle spielte und die wir nach Gassenhauermelodien in jenen geheiligten Räumen absangen.

Die goldene Medaille

Inzwischen war der Tag der Preisverteilung und der Wiederherstellung der Universität durch Karl Friedrich gekommen, der 22. November. Über das Schicksal meiner Arbeit schwebte ich nicht in großen Sorgen, indem einesteils kein Mitbewerber aufgetreten war und ich andererseits gewiß war, so ziemlich im Sinne meiner Lehrer und mit allen ihnen zu Gebote stehenden Hilfsquellen gearbeitet zu haben. So war ich denn auch nicht allzu überrascht und erstaunt, als gegen Mittag derselbe Herr Krings, der mich das Jahr zuvor in den Karzer abgeführt hatte, jetzt mit vielen Bücklingen mir meinen Sieg verkündete und mich von Senats wegen zum Festmahl in den „Goldenen Hecht“ [1]) einlud.

Hier wurde ich vom Prorektor und Dekan freundlichst beglückwünscht, erhielt die sechs Karolin schwere goldene Medaille eingehändigt und einen Ehrenplatz an der Tafel zur Seite des Herrn Stadtdirektors Dr. Pfister. Dieser Pfister war ein großer Schwerenöter, der vor einigen Jahren in schlauer, arglistiger Weise die Räuberbande des berüchtigten Hölzerlips eingefangen hatte und die Bösewichte durch Vertraulichkeiten und Schöntuereien zu umfassenden, sie auf das

---

[1]) Noch jetzt bestehende Weinwirtschaft an der alten Brücke.

Schafott führenden Geständnissen gebracht hatte. Mit einem weniger als zweideutigen Charakter verband er aber das Talent eines vortrefflichen Gesellschafters, und unter reichlichem Wein und Champagnergenuß unterhielt ich mich mit seinen Witzen und Schnurren auf das beste, auch gedachte er meiner, nachdem die Obligationstoaste ausgebracht waren, in folgendem Expromptu:

Nun noch einen Ehrenbecher
Meinem Nachbar Pagenstecher,
Dem nicht minder wackeren Zecher
Als literarischen Lanzenbrecher.

So war ich also gekrönt und besungen, und als ich am Abend, ziemlich animiert, im Institut einkehrte, wurde ich vom gesamten Frauenpersonal mit großem Jubel empfangen, und Sophie drückte mir einen Lorbeerkranz auf den Kopf mit den Worten aus Goethes „Tasso“:

„Es lebe der zum erstenmal Bekränzte!“

Da seit jener Zeit beinahe 40 Jahre verflossen sind, ohne daß der Akt der Bekränzung sich wiederholt hätte, so wird wohl jenes erste- zugleich auch das letztemal gewesen sein.

Gesellige Verhältnisse

Neben solchem Treiben hatte das gesellige und ästhetisierende Leben in diesem Semester für mich einen überwiegend ruhigen, aber doch sehr gemütlichen Charakter angenommen. Dem studentischen Treiben stand ich fern, die Burschenschaftszusammenkünfte besuchte ich nur noch ausnahmsweise, an den Paukereien nahm ich nur hier und da als Paukdoktor mit Verbandtasche und Heftpflasterstreifen teil. Man wußte, daß meine Zeit dem Studium gehörte, ehrte mich als ein wohlbewährtes, bemoostes Haupt, und die Masse mied mich als einen jener exzentrisch rigoristischen Schwarzen. Zu den Frauen und Mädchen, namentlich zu denen des Instituts, stand ich nun endlich in einem ganz anspruchslosen, freundlichen Verhältnis, auf solidem Friedensfuße, nach mancherlei Kämpfen und oft gebrochenen Waffenstillständen. Ich war der gereifte, ältere Freund der jungen Nymphenschar, und, ohne tatsächlich über meinen wahren Herzenszustand unterrichtet zu sein, fühlte ihr weiblicher Scharfsinn doch meine damalige Neutralität genau heraus, so daß ich mit ihnen ein leidenschaftsloses, aber anmutig unterhaltendes Leben führte. Wir hatten, wie früher,

unsere Spaziergänge, unsere Lesestunden, unsere Spiele und kleinen Bälle, auch erteilte ich Unterricht im Italienischen und in der Botanik, doch alles seltener und abgebrochener als zuvor, da meine Arbeiten mich oft abhielten.

Vater Winter

Von den Häusern, in die ich eingedrungen war, nahm das des Buchhändlers Winter mich am meisten in Beschlag. Schon damals, und zwar von uns, bekam er den später historisch gewordenen Namen „Vater Winter". Und er hatte uns und seinen zehn bis zwölf Kindern gegenüber in der Tat das Ansehen eines recht respektablen Vaters. Ein rüstiger, kraft- und saftvoller Mann, im besten Lebensalter, mit einem plastisch schönen, intelligenten Kopf, physisch und moralisch eiserner Stirn, lebhafter, mit Witz und Sprichwörtern gewürzter Beredsamkeit und derb bis zur handgreiflichen Grobheit, dabei politisch unzufrieden bis ins Mark seiner Seele hinein und den gefährlichsten Neuerungsversuchen leidenschaftlich zugetan, war er zu einem Demagogenvater ganz wie geschaffen. Seine höchst rechtschaffene, besonnene, einfache und unendlich fleißige Frau bildete einen wohltuenden Kontrast zu dem brüsken, etwas renommierenden Alten, und die Kinder gruppierten sich in reicher Mannigfaltigkeit um das charaktervolle Paar. Besonders lieblich war die älteste 17 jährige Tochter Maly, ein allerliebstes Rosenknöspchen bescheidenster, gemütvoller Jungfräulichkeit. Kurz, es war dies nach unserer Auffassung eine echt deutsche Familie, und wir bewegten uns mit unseren Absonderlichkeiten darin mit vollstem Behagen. Wir plauderten mit Vater und Mutter, tollten mit den Kindern, aßen Butterbrote und sangen unsere Lieder in der Stube und nachts unter dem Schlafzimmer der schönen Maly. Auch manche gleichgesinnte Männer trafen wir dort, und sogar Uhlands Bekanntschaft machten wir zuerst in diesem Kreise [1]).

Uhland

Seine Erscheinung war eine flüchtige und ungenügende, er war trocken und mißmutig. Zuletzt las er das Manuskript seines „Ernst, Herzog von Schwaben", und zwar so ausdruckslos und mit so widerwärtig schwäbelndem Akzent, daß das wenigstens in einzelnen Partien, schöne und erhabene

[1]) Eine weitere Begegnung mit Uhland erzählt Verfasser in Teil II, 18 der Lebenserinnerungen (R. Voigtländers Quellenbücher Bd. 57).

Gedicht uns nur zu langer Weile gereichte. Wir schwiegen über den Mann und suchten das Unvorteilhafte seiner Persönlichkeit in dem Reiz seiner Dichtungen baldmöglichst zu versenken.

Gesellschaften

Etwas feinere und materiellere Vergnügungen als die bisherigen Urheidelberger wurden in diesem Winter hier und da eröffnet, wo man außer Tee und Zwieback noch ein komplettes Souper zu genießen bekam und wo es nicht an Gelegenheit fehlte zu etwas erweiterter geselliger Unterhaltung und Politur. Dorthin gehörten die Häuser von Tiedemann und Gmelin sowie die Salons einer Frau v. Ende aus Dresden, welche mit ihrem einzigen, studierenden Sohn sich hier aufhielt, und einer Frau v. Böhm aus Kurland. Aus diesen Zirkeln war die nun schon alt gewordene Romantik verbannt, und man beschäftigte sich in denselben so ziemlich mit den heutzutage gebräuchlichen Redensarten, Vergnügungen und Genüssen, und freute sich, wie heute, wenn alles glücklich überstanden war.

Die Boisseréesche Sammlung

Eine neue Quelle der Kunstbildung hatte sich mir inzwischen in der Boisseréeschen Gemäldesammlung aufgeschlossen [1]). Außer der Mannheimer und Darmstädter Galerie, die ich auch nur selten genießen konnte, hatte ich bisher nicht viel von Malerei gesehen. Mit der kleinen Zahl Heidelberger Künstler lebte ich auf vertraulichem Fuß, aber was sie schufen, war nicht weit her oder unvollkommen: Erstlingsfrucht aufkeimenden Talentes. Zu den älteren Künstlern gehörte ein Herr Wintergerst, ein ehrlicher Schweizer, der im mittelalterlich romantischen Stil, nicht ohne Erfindungsgabe, aber in sehr schwacher Ausführung, in allerlei steifen, holzschnittartigen Kompositionen sich abquälte. Er war dabei ein sinniger Mensch, daß man sehr gern bei ihm verweilte und über dem, was er Schönes und Tiefes dachte und schaffen wollte, die Unvollkommenheit des wirklich Geschaffenen beinahe vergaß. Da war ferner ein Fräulein Reinhart, die in Rom ihre Studien gemacht hatte und jetzt in Heidelberg ihre in mehr klassischem Stil gehaltenen, zum

[1]) Die Wohnung der Gebrüder Boisserée befand sich Hauptstraße 209 am Karlsplatz. Vgl. hierzu Pfaff, Heidelberg, S. 129 u. 130; Bielschowsky, Goethe II, S. 348; Sillib, Führer durch die städtischen Sammlungen 1911; v. Reber, Katalog der Gemäldesammlung der königlichen älteren Pinakothek in München. 1904.

Teil recht brav gemalten Heiligen zu zeigen liebte. Da war ein Herr Keller, ein eleganter Bleistiftzeichner, doch ohne Erfindung. Da war endlich der geistreiche Porträtmaler und als Kopist der Dresdener Madonna del Sixto berühmt gewordene Herr Schlesinger. Zwei jüngere Kräfte, beide schon ein Jahrzehnt nachher als Landschaftsmaler erster Größe glänzend, Karl Rottmann [1]) und Ernst Fries, lebten gleichfalls hier im Hause ihrer Eltern, und mit beiden, besonders mit Rottmann, war ich sehr befreundet. Gar oft saß ich in seinem engen Dachstübchen am Paradeplatz vertraulich plaudernd bei ihm und besah mir seine landschaftlichen und historischen Studien. Jene zeichneten sich schon jetzt durch eine tiefe Auffassung und Behandlung aus. Sie waren groß und frei gedacht und in einem kühnen Stil mit kräftigen Strichen ausgeführt. In der Historienmalerei huldigte auch Rottmann der Romantik, jedoch nur in der Komposition, nicht in der Zeichnung, die durchaus korrekt und der Natur angemessen war.

Wie Rottmann schon in diesen ersten Keimen frei und großartig erschien, so war dagegen Fries sinnig, fein und lieblich. Seine — man konnte jetzt noch sagen — Kinderarbeiten waren doch schon Meisterstücke der zierlichen Auffassung und trugen in maßvoller Ausführung und reinlicher Vollendung das Gepräge, welches auch alle späteren Werke des ausgezeichneten Künstlers charakterisiert. Wie aus den Rottmannschen Landschaften ein großer ernster Gedanke überall hervorleuchtet, so sind die von Fries von dem lieblichen Hauche sinnlicher Gegenwart umflossen.

Dies waren indes nur künstlerische Skizzen, erste unvollkommene Anfänge einer neuen Kunstperiode, wogegen die Boisseréesche Sammlung mir eine seit Jahrhunderten versunkene Epoche in ihrer höchsten Blüte, und zu einer übersichtlichen Gesamtheit vereinigt, aufdeckte.

Im Winter 1819 wurde ich in dieses Heiligtum zuerst eingeführt. Und in der Tat, es war ein Heiligtum. In einfach schmucklosen Gemächern waren die Bilder auf-

---

[1]) Rottmann, * 1798 in Handschuhsheim im sogenannten Handschuhsheimer Schlößchen bei Heidelberg, † 1850 in München. Hauptwerke: Die griechischen Landschaften, die sich jetzt in der Pinakothek in München befinden.

gestellt, immer nur wenige und zusammengehörige in einem Raum, ja die allerköstlichsten, die Perlen der Sammlung, je in einem besonderen kleinen Raum, dessen einziges Fenster sein ganzes Licht auf das Bild fallen ließ.

Zuerst trat man in ein galerieartiges Vorgemach, dessen Wände mit den uralten lebensgroßen Standbildern von Aposteln und Heiligen, auf Goldgrund, von architektonischer Ornamentik dicht eingefaßt, bekleidet waren. Es war eine Vorhalle zugleich der Kunst und der Andacht. Denn diese altniederdeutschen Bilder, vielleicht aus dem 13. Jahrhundert, der Kölner Schule angehörig, deren Meister, gleich den Architekten des Kölner Doms, gleich den Tausenden von Bildhauern, Gold-, Silber- und Glaskünstlern der damaligen Zeit, nicht einmal dem Namen nach bekannt sind, tragen so entschieden das Gepräge jener mystischen Zeit, sind in gemütvoller Tiefe und charaktervoller Wahrheit so kräftig ausgeprägt, daß jene uralte Vergangenheit, jenes zugleich hoch spiritualistische und roh-materielle Mittelalter, jene wunderbare Zeit der sublimsten Gläubigkeit und verwegensten Tatkraft durch ihre bloße Anschauung zur unmittelbaren Wirkung kommt. Beim Anblick dieser majestätischen Apostelgestalten, dieser bis in den Tod getreuen Heiligen, deren ernste, unbeugsame Gesichtszüge, deren klare, tiefe Augen uns fassen und unsere Seele durchdringen, fühlen wir die inkarnierte Macht jener die Welt umbildenden altkatholischen Geister; wir schauen eine Offenbarung, die jetzt nur noch ein historisches Moment ist, wir atmen eine Luft, die in der Gegenwart nicht mehr weht.

Die folgenden Säle der Boisseréeschen Sammlung enthielten die reichen Schätze des 14. und 15. Jahrhunderts, zum Teil schon namhafter Künstler. Da stand die von hellem Tageslicht umflossene Anbetung der heiligen drei Könige von Johann v. Eyck[1]), ein sowohl historisch in bezug auf Trachten und Persönlichkeiten jener Zeit, als in bezug auf einfältige Innigkeit der Auffassung und Pracht der Darstellung gleich interessantes Bild. Da hing der un-

[1]) Johann oder Jan v. Eyck, * um 1386, † 1440 in Brügge, gilt mit seinem älteren Bruder Hubert als Erfinder der Ölmalerei; dies entspricht nicht den Tatsachen, denn er hat sie nur vervollkommnet.

übertreffliche St. Christoph, angeblich von Hämerling, der, gebeugt und auf seinen hohen Stab sich stützend, von herbem Morgenrot beschienen, auf seinen Schultern das himmlische Erlöserkind durch den reißenden Strom trägt. Da sah man den Tod der heiligen Jungfrau, dieser selig eingeschlummerten Lilie, umgeben von allen Jüngern, im reinlichen Zimmer, durch dessen halb geöffnetes Fenster der heilige Geist auf Lichtstrahlen hereinschwebt. Und hundert andere Bilder, alle durch ihre innere Weihe und Keuschheit von heiligender Wirkung.

Im Jahre 1820 sah ich die Sammlung wieder im königlichen Schlosse zu Stuttgart, auch hier in gesonderten Zimmern. Ich sah sie mit demselben Gefühl, wie anderthalb Jahre zuvor in Heidelberg. Zum dritten Male sah ich sie 31 Jahre später in München, verloren in der großen Pinakothek, unter Tausenden von Bildern aller Art, über- und untereinander, zwar schön systematisch geordnet, aber die Weihe war fort. Wenn je, so fühlte ich diesmal das absolut Trostlose der fürstlichen Gemäldesammlungen, dieser geistlosen Registraturen von Kunstwerken, dieser getrockneten Herbarien der schönsten Blüten des menschlichen Schöpfungsvermögens. Daß die Leute nicht begreifen, wie sie damit das lebendige Kunstgefühl wahrhaft ersticken und nur die anmaßliche Kennerschaft und die herzlose Kritik großziehen. Ein jedes gute, bedeutungsvolle Bild verlangt seinen guten Platz, wo es aufgestellt, seine eigentümliche Stimmung, mit welcher es betrachtet, auf welche es wirksam sein will. Die Kunst bedarf der vollen Selbständigkeit, der liebevollen Pflege und der Anerkennung der Individualität. Jene Galerien sind für sie keine Tempel, vielmehr absolutistisch gleichmachende Staatsgefängnisse.

6. Die Ermordung Kotzebues und was darauf folgte.

Die Ermordung Kotzebues[1]

So verging der Winter 1818/19. Der März des neuen Jahres brachte für das Studentenleben, ja für ganz Deutschland, eine ungeheure Katastrophe. Jener unselige junge

[1]) Kotzebue, Dichter und Schriftsteller, geb. 3. Mai 1761 in Weimar; seit 1813 russischer Staatsrat, lebte seit 1816 mit einem Gehalt von 15 000 Rubeln in Deutschland, um über die politischen Zustände nach Rußland zu berichten.

Thüringer, der Jenaer Student Ludwig Sand [1]), ließ sich zu einer ebenso abscheulichen wie unseligen Tat — am 23. März 1819 —, der Ermordung des alten russischen Staatsrates Kotzebue in Mannheim, verleiten.

Ob dies albernste aller politischen Verbrechen ausschließlich im Kopfe Sands entsprungen war oder ob andere Gesinnungsgenossen darum gewußt haben, ist mir unbekannt geblieben, doch halte ich das letztere nicht für ganz unmöglich. Kotzebue war in unseren Kreisen eine systematisch gehaßte Persönlichkeit. Einmal war er durch die romantische Schule, Tieck und Schlegel an der Spitze, als Widersacher aller Poesie, als verkörperter Gegensatz der nationalen, gemütvollen, sinnigen und sittigen, kurz der romantisch mittelalterlichen Tendenz gebrandmarkt und verfemt. Dann wurde er von uns wegen der Liederlichkeit seiner Muse verabscheut, und endlich galt er, in Zusammenhang gebracht mit den Sturdzaschen Denunziationen über die deutschen Universitäten und dem immer deutlicher hervortretenden Bestreben Rußlands, auf die deutsche Entwicklung lähmend einzuwirken, für einen bezahlten Satelliten unseres neuesten, gefährlichsten Erbfeindes, für einen russischen Spion. Dies war die notorische Stimmung über den pensionierten Lustspieldichter, und ich glaube auch jetzt nicht, daß sie ganz unbegründet war [2]).

Wenn aber diese Anschauungsweise und die daraus hervorgehende Feindseligkeit sich bis zu einem prämeditierten Mord steigern konnte, so ist es nicht bloß den Anhängern Kotzebues, sondern überhaupt allen Regierungen nicht zu verargen, wenn sie von diesem Augenblicke an ihren Verdacht gegen die Genossen dieses Fanatikers vollkommen bestätigt fanden und alle Mittel aufboten, diese deutsch-romantische Patriotenschule, welche zu so ganz undeutschen, echt jesuitischen Mitteln zur Erreichung ihrer Zwecke greifen wollte, mit Stumpf und Stiel zu vertilgen.

---

[1]) Sand, geb. 1795 in Wunsiedel, wurde nach der Ermordung Kotzebues am 20. Mai 1820 hingerichtet.

[2]) „Man wußte, er sei in der Tat nicht ohne Einfluß, und was er den Kaiser Alexander glauben mache, das wisse dieser auch am preußischen Hofe wieder geltend zu machen." (W. Stannzel, Geschichte der letzten 43 Jahre, Bd. I, p. 33.) (Anmerkung des Verfassers.)

Eine Partei, die einen Ravaillac zu ihren Mitgliedern zählt, darf sich nicht beklagen, wenn sie der ganzen Strenge der weltlichen und sittlichen Gerichte verfällt.

Eindruck der Tat

Wenn dies nicht in weit härterem Maße uns traf, als es wirklich geschehen ist, so hat das darin seinen guten Grund, daß auch unsere Gegner keineswegs frei von Schuld und Verrat sich wußten und daß Kotzebue kein Henri IV. war. So war denn auch der Eindruck, den die Tat auf das Volk machte, ein gemischter, im ganzen sehr lauer. Den sittlichen oder vielmehr unsittlichen Gehalt derselben schienen nur wenige zu fühlen. Den Gemordeten bedauerte fast niemand, für den jugendlichen Mörder dagegen, wenn auch seine politischen Motive nicht so erkannt und gefeiert wurden, wie derselbe erwartet haben mochte, regte sich bald allgemeines Mitleid und Teilnahme. Dazu kam noch, daß er unmittelbar nach der Tat sich den Dolch in die Brust gestoßen hatte, was ihm denn in Wahrheit den Nimbus eines Märtyrers verlieh [1]).

Dies war auch der Eindruck, den das Ereignis auf mich und meine Freunde machte; wir fühlten mehr die Abgeschmacktheit als die Gottlosigkeit der Tat und beklagten den hingeopferten Täter; mir war Sand bisher kaum dem

---

[1]) Charakteristisch für die damalige Stimmung ist folgender Brief des früher bereits erwähnten Dr. Carl Dapping aus Frankenthal, der sich unter den Akten, die in der Verhandlung gegen meinen Großvater geführt wurden, findet:

Frankenthal, den 25. März 1819.

Lieber, war der Bub eine solche Tat wert? Wenigstens kommt es mir vor, daß, wenn wir für jede solche mise Banalität einen Römer hergeben müßten, am Ende gar nur die Bierlümmel übrigblieben. Aber meine Freude, Alter, es ist hier nur eine Stimme über das Ganze, und kaum wagen einige Alte etwas dagegen zu sagen. Nur, nur bei Gott, konnte nicht solch ein Held nicht noch Größeres dem Vaterland tun — wer groß ist, von dem fordert man Großes — und ja doch, unter einer Bedingung ist sehr Großes durch ihn geschehen, wenn an diesem 23. März hier und da falsche Blüten ausgebrochen werden, damit die gesunden in ihrer Nähe nicht ersticken.

Sag mir einiges Tröstliche über den Gefallenen und einiges Freudige, wenn Du kannst, sobald als möglich, zur Antwort.

Dein Carl.

Namen nach bekannt gewesen. Bei dem Wartburgfeste, im Oktober 1817, hatte auch er mißliebige Bücher verbrennen helfen. Seither hatte ich nichts mehr von ihm gehört. Wenige Tage aber vor seiner blutigen Tat war ein Brief von ihm an einen seiner hiesigen Freunde eingetroffen, worin er in mysteriösen Ausdrücken von großen Aufgaben und großen Opfern sprach und der uns zwar ahnen ließ, daß etwas Außergewöhnliches im Werke sei, ohne doch irgendeine nähere Andeutung dessen, was geschehen sollte, zu enthalten. Am Morgen des Tages nach dem begangenen Verbrechen zeigte uns Conradi, vor Eröffnung der Klinik, vom Katheder herab in bewegten Worten die Schauergeschichte an.

„Sand?" rief ich entsetzt von meinem Platze aus. „Ja, Sand!" war Conradis Antwort. „Kennen Sie ihn?"

Ich war ganz zermalmt und weiß nicht, was ich weiter antwortete. Ebenso scheu und zerrüttet fand ich nachher meine Freunde. Freilich hatten wir alle oft genug von dem Tod für Freiheit und Vaterland gesprochen und gesungen und hielten uns jede Stunde bereit zu jedem Wagnis und Opfer, aber diese grauenhafte Wirklichkeit mit dem vollen Gepräge des Wahnsinns, dieser aller praktischen Zwecke bare wie alles natürlichen Menschenverstandes entbehrende Meuchelmord machte auf uns den vollen Eindruck eines eiskalten Bades. Es sah aus, als ob wir alle uns vor uns selber und voreinander geschämt hätten.

Indessen hielt dies erste und sehr richtige Gefühl doch nicht lange an. Einerseits waren unsere Köpfe noch zu erhitzt für eine rasche Heilung, andrerseits klangen die Urteile der Menge über die Tat von Stunde zu Stunde immer entschuldigender, und es dauerte gar nicht lange, so war Sand in ihren Augen ein begeisterter Politiker und Märtyrer; man fand sein Bild in allen Häusern und Hütten, und die Jungfrauen priesen sich glücklich, wenn sie ein Löckchen von seinem Haupte zu erhaschen wußten. Natürlich war uns das wohl recht, und wir fühlten uns sehr erleichtert, denn, wenn wir auch faktisch bei der Sache unbeteiligt gewesen waren, so sprach unser Gewissen uns doch nicht von der dahin führenden Theorie frei.

So erhoben wir denn schnell wieder die Köpfe und gewöhnten uns bald daran, in dem begangenen Doppel=

mord nur den Mut, die Aufopferung und den unbegreiflichen Tiefsinn, der dahin geführt hatte, zu bewundern, ja uns für den ganzen Aberwitz nach Kräften zu begeistern.

Die Führer der Verbindung taten hierzu ihr Möglichstes. Wenige Wochen nach der Tat erhielt ich von Gießen oder Jena aus einen Brief Sands an seine Mutter, der kurz vor der Tat geschrieben war und den ich zur Öffentlichkeit befördern sollte. So ging ich denn eines schönen Frühlingsmorgens nach Speyer, um dem alten Buttenschön das Schreiben zum Einrücken in seine Zeitung zu übergeben.

Als ich im schwarzen, deutschen Gewande, mit dem langen, mähneartigen Haupthaar und wahrscheinlich mit verdächtigem Gesichtsausdruck in das Geschäftszimmer des alten Republikaners trat, mochte dieser einen zweiten Sand in mir vermuten. Wenigstens sprang er entsetzt auf, verbarrikadierte sich hinter seinen Arbeitsstuhl und schrie: „Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?" Ich hatte alle Mühe, ihn zur Besinnung zu bringen, ihn zu überzeugen, daß wir uns ja schon kannten und die besten Freunde seien, und ihm endlich mein Anliegen vorzutragen. Er blieb aber zitternd und verstimmt, versprach zwar, den Brief einzurücken, war aber sichtlich froh, als ich ihn wieder verließ. Dieser Spaziergang in Verbindung mit der ungemessenen Verehrung eines neuen Freundes brachte mich einige Monate später ins Gefängnis.

Franz Müller

Aus Freiburg im Breisgau nämlich erhielt ich von einem jungen katholischen Theologen, Franz Müller, ein Schreiben, worin dieser die Gründung einer Burschenschaft an jener Universität mitteilte, mir viel von meinem Freunde Marx und dessen Anteil an diesem Ereignis erzählte und mir seinen Besuch auf einen der nächsten Tage ankündigte. Ich ging ihm bis Rorbach entgegen und traf ihn im bekannten Gasthaus „Zur Rose". Es war ein kleines, mageres Bürschchen, aber mit einem entschlossenen Gesichtsausdruck und übervoll von Schwärmerei für Freiheit und Vaterland, Burschenschaft, Reform der römisch-katholischen Kirche und antezipierter Freundschaft für meine Person. Ich nahm ihn zu mir in mein Quartier, führte ihn bei der Tante ein, und wir lebten und schwärmten vierzehn Tage lang auf das beste. In der Tat, er war eine höchst innige, wahre und

treue Seele, auf das wärmste seinen träumerischen Plänen hingegeben, und er glaubte die Befreiung und Einigung Deutschlands, die Herstellung einer deutsch-nationalen Kirche, die Vereinigung des Protestantismus mit dem gereinigten Katholizismus schon ganz nahe. Seine Mitteilungen über das Pfaffenwesen und die reformatorischen Bestrebungen des Freiburger Bischofs waren mir neu und lehrreich, und ich schloß mich an den ehrlichen Schwärmer von ganzem Herzen an. Als er geschieden war, blieben wir in einem sehr lebhaften brieflichen Verkehr, und diese Briefe, welche der gute Müller, trotz aller Warnungen der folgenden Zeit, sorgfältig bewahrt hatte und die in sehr phantastischer Sprache unsere Lieblingsidee behandelten, bildeten später eine Hauptanklage gegen mich.

Erst 25 Jahre später entdeckte und sah ich meinen Freund Müller wieder. Wenn aber in jener Zeit seine träumerisch ideale Unbesonnenheit mir einen leicht zu verschmerzenden Streich gespielt hatte, so verwickelte er mich jetzt auch wieder durch sein unpraktisches, aller Besonnenheit bares Tun und Treiben in eine Reihe von Mißgefühlen, Sorgen und Unannehmlichkeiten.

Zu derselben Zeit kam Marx von Karlsruhe zu mir, nachdem er mir geschrieben hatte, er wolle zum Christentum übertreten, ich möge für die Taufe Sorge tragen und gemeinschaftlich mit Tiedemann die Patenstelle bei ihm übernehmen. Dies war ein großes Ereignis, welches würdig begangen werden mußte. Sofort also erließ ich ein Aufgebot an die Getreuen in der Umgegend, besonders in Darmstadt, und lud sie nach Zwingenberg, am Fuße des Melibocus, zur Taufe, zur vollständigen, christlich-germanischen Weihe meines jüdischen Freundes ein. Und die Geladenen kamen in Masse, und am feierlichen Tage waren ihrer ein paar Dutzend beisammen, als ich mit Marx und Müller — aber ohne Tiedemann — am trüben Lenzmorgen von hier nach dem Versammlungsorte aufbrach. Mit feierlicher Herzlichkeit wurden wir empfangen, und wir setzten uns zum lecker bereiteten Mahle, um den mächtigen Tisch unseres Demagogenwirtes Tiefenbach, eines höchst schlauen und witzigen, mit einem furchtbaren Wolfsrachen gezeichneten Burschen. Nach Tisch sollte getauft werden; da ich aber

Marx' Taufe

an den Pfarrer nicht weiter gedacht, noch weniger ihn von der vorzunehmenden Handlung benachrichtigt hatte — wir kannten ihn ja alle, und er war ein stiller Genosse unserer Verbrüderung —, so fand sich jetzt, daß von dem großherzoglich hessischen Geistlichen die Taufe eines großherzoglich badischen Juden unter keiner Bedingung unternommen werden konnte. Es hätte jedenfalls weitläufiger Dispensationen und Verhandlungen bedurft, die wir nicht abwarten konnten. Was war also anderes zu tun, als uns nach Kräften zu trösten, was wir denn bis in die späte Nacht hinein mit Wein und Gesang nicht ohne Erfolg versuchten. Am nächsten Morgen bestiegen wir zusammen den Melibocus[1]) und erklärten auf dessen Spitze den Freund Marx für einen guten Christen; dann zogen wir wieder jeder in seine Heimat.

Die Taufhandlung wurde nun in Heidelberg in legaler, würdiger Form durch den alten Pfarrer Dittenberger in der Providenzkirche vollzogen, und das geist- und andachtsreiche Glaubensbekenntnis meines Freundes rührte die Anwesenden auf das tiefste. Es war das letztemal, daß ich Marx in seiner vollen, herrlichen Gemütsverklärung sah. Wie schade, daß dieser Duft und Glanz der Jugend, wovon doch jeder Mensch irgend einmal einen Anflug hat, nicht oder doch nur gar selten in das reifere Alter herübergetragen werden kann, daß der frische Blütenglanz in kalten Firnis, der süße, perlende Most in ein abgestandenes, trübes Getränk sich verwandelt.

Wenige Tage nach der Taufe speiste ich mit Marx und Oken, der als Gast anwesend war, zusammen im Karlsberg, und als Marx erzählte, daß er nach Wien reise, bot sich ihm Oken zur Begleitung, wenn ich nicht irre, bis Würzburg an. So zog denn mein treuer alter Freund, der nun sich ungestört der Wissenschaft zu widmen gedachte, nach Wien. Kaum hier angelangt, wird er vor das Polizei-

---

[1]) Bei dieser Gelegenheit fanden die Freunde an dem einen Türpfosten des Turmes folgende Inschrift:

Sand, stud. theol. aus Erlangen am 20. März 1819.
Decretum est. K— sterbe.

Auch mein Großvater notierte diese Inschrift in sein Notizbuch, wo sie später gefunden und zur Anklage gegen ihn wegen Beteiligung an dem Sandschen Verbrechen mitbenutzt wurde.

gericht geladen, wegen seiner Zusammenkunft mit den Demagogen in Zwingenberg, wegen der Reise mit dem wühlerischen Oken, beides für ihn absolut zufällige Ereignisse, scharf verhört und, da er außer dem Eingeständnis dieser Tatsachen nichts zu gestehen weiß, neun Monate lang im städtischen Zuchthause eingesperrt gehalten und dann mit der Weisung, nie wieder in die Kaiserstadt zurückzukehren, ohne Urteil entlassen.

Über meinem Haupte schwebte indes noch einige Zeit das an einem Haare hängende Schwert. Doch war ich gewarnt genug, um alles, was ich von verdächtigenden Papieren besaß, zu beseitigen, so daß, als zu Ende Juli der Universitätsamtmann mit den Pedellen bei mir eintrat, um Haussuchung zu halten, nichts Derartiges zu finden war. Doch nahm man mich mit in den Karzer, und drei Wochen lang hatte ich die Ehre, als Staatsgefangener zu sitzen und fast täglich verhört zu werden. Das Staatsgefängnis

Die drei Wochen gehörten zu den vergnügtesten meines Lebens. Vor dem Untersuchungsrichter hatte ich keine großen Gefahren und Schwierigkeiten zu bestehen.

Die corpora delicti, der nach Speyer von mir getragene Sandsche Brief und meine von Müller sorgfältig gesammelte Korrespondenz, welche man bei diesem, der auch gefangen saß, aufgefunden hatte, setzten mich nicht in Verlegenheit. Jener Brief war mir nach vollbrachter Tat zur Veröffentlichung mitgeteilt worden und trug keinen politischen Charakter. Er enthielt nur die Rechtfertigung eines Sohnes gegenüber seiner Mutter. Meine Briefe an Müller atmeten zwar eine höchst exzentrisch romantische Stimmung hinsichtlich deutscher Einheit und Vaterlandsliebe, aber sie waren zugleich auch die tatsächlichen Beweisstücke, daß eine eigentliche, das heißt organisierte, planmäßige Verschwörung hier nicht zugrunde liege und die ganze Angelegenheit, wenigstens von mir, nur als Privatsache, jedenfalls nur als ein Hoffen, Wünschen und Streben im Gebiete des Geistes und der Phantasie behandelt wurde. So konnte ich mit aller Offenheit die in diesen Briefen ausgesprochenen Tendenzen als meine vollen Überzeugungen anerkennen und ihre Richtigkeit, ihre Notwendigkeit für unsere deutschen Zustände vor dem Richter mutig verteidigen, was mir denn

auch wahres Seelenbedürfnis war, während ich der Wahrheit gemäß nicht nötig hatte, irgendwelche verschwörerischen Pläne, irgendein Mitwissen an dem Sandschen Attentate einzugestehen. Von dieser Seite her also außer Sorgen und mit der dem Richter gegenüber eingenommenen Stellung wohl zufrieden, fühlte ich mich in der Einsamkeit des Kerkers freier, reicher und erhobener als je zuvor.

Ich empfand den ganzen Wohlgeschmack eines gelinden Märtyrertums und wurde durch das, was Strafe und Abschreckung sein sollte, erst recht begeistert für die verfolgte und bedrohte Lehre. Niemals habe ich denn auch entschiedener für die Freiheit geschwärmt, als während dieser Haft, ja ich war jetzt ein reiner Republikaner geworden, wozu ich mich bisher nie recht hatte versteigen können.

Neben dieser patriotischen Gefühlsregung erging sich meine Phantasie in den seligsten Liebesgefühlen, und jeder Tag gebar einen dichterischen Gruß an die Geliebte des Herzens. Das folgende Gedichtchen möge diese Stimmung bezeugen und erläutern:

Ein Korps von Häschern kam, sie führten mich in Banden
Am frühen Morgen rasch in dies ummauert Zimmer,
Zu welchem, wie sich auch mit Mut und List nur immer
Die Freunde mühten, Zugang sie nicht fanden.

Als nun des Tages Lichter langsam trauernd schwanden,
Doch von der Seele mir die Sorgen wichen nimmer,
Da durch die Dämmerung drang der trauten Sterne Schimmer
Mit meiner Liebe Gruß aus fern entlegenen Landen.

Seitdem hab' ich so schön der Wohnung Glanz erfunden,
So hold mir ausgeschmückt, so lieblich und getreue,
Daß zu verlassen sie ich kaum Verlangen trage.
Ein Fleckchen blauen Himmels seh' ich ja bei Tage,
So groß wie der Geliebten lichte Augenbläue,
Und Trost wirkt jener Stern in nächtlich heil'gen Stunden.

Wissenschaftliche Arbeit

Neben diesen gemütlichen Studien trieb ich meine ernsteren, wissenschaftlichen mit wahrem Feuereifer. Ein paar Körbe voll Bücher lieferte mir von der Bibliothek her das Material, und ich arbeitete, die Verhörstunden ausgenommen, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein. Examen und Promotion standen nämlich vor der

Tür, und es war mir eine Lust, mein erworbenes Wissen zu vervollständigen, nicht nur, indem ich die Hefte repetierte, sondern indem ich den Quellen nachforschte, meine Literaturkenntnisse erweiterte und an guten Monographien mich zum selbständigen Weiterforschen emporbildete. Ich begann das freudige Gefühl zu empfinden, daß ich nach und nach heimisch geworden sei in der großen Schatzkammer medizinischen Wissens und daß die Hebel des Könnens und Leistens mir handgerecht wurden.

Die Privatstimmung des Herrn Oberpedellen Krings gegen mich, die im allgemeinen gegen die Schwarzen keine vorwiegend günstige genannt werden konnte, denn Herr Krings war ein entschieden konservativer Charakter, neigte sich immer mehr zu meinen Gunsten. Zuerst glätteten sich die traurigen Falten seines Spitzbubengesichtes, dann ging er zu einer freundlichen, wenn auch kurzen Unterredung über, verstieg sich sogar zu vertraulich herablassenden Scherzen, und endlich öffnete sich eine wohlverriegelte Seitentür meines Gemaches, und ich wurde in das Familienheiligtum, in sein möbliertes Zimmer eingeführt, wo Madame und Fräulein Krings mich empfingen und die allerliebste Tochter mir wunderschön auf der Harfe vorspielte, während ich auf das Sofa gesetzt und mit Wein und Biskuit gelabt wurde. Krings

Nach solchen Zeichen allerliebster Gnade war es denn auch nicht mehr schwierig, den Freunden den Zugang zu meinem Gefängnis zu eröffnen, und unter Vermittlung einiger Krontaler geschah dies von jetzt an regelmäßig an jedem Abend, wo wir selig und jubelnd einige Stunden miteinander verbrachten.

Unter der kleinen Zahl der Besucher war ein gar liebenswürdiger Mensch, der Sohn des bayrischen Bundestagsgesandten v. Harnier, den wir nur den Römer nannten, weil er einen guten Teil seiner Jugend in Rom verlebt hatte und dort eine entschiedene Liebe zur Kunst, besonders zur Malerei, eingesogen hatte. Harnier

Harnier war eine echte Künstlernatur, weich, schwärmerisch, reizbar, zu strengem Arbeiten und Denken wenig aufgelegt, dabei von braver, treuer Gesinnung, freundlich, liebevoll im Umgang und von feinen, durch vornehme Erziehung polierten Formen. Wir liebten ihn herzlich und

neckten ihn unablässig wegen seiner mädchenhaften Liebe und Nachgiebigkeit.

Einen Tag vor meiner Entlassung aus der Haft, die wir noch nicht so nahe glaubten, kam er in mein Gefängnis: „Ich will Dich eben noch zeichnen, ehe sie Dir den Kopf abschlagen," sprach er und fertigte nun ein sehr ähnliches, trefflich gearbeitetes Bleistiftporträt, welches ich noch aufbewahre, ein Andenken an den Schluß der romantischen, langhaarigen Burschenschaftsepoche und zugleich an den liebenswürdigen Harnier, der nach kurzem Jugendleben mit seiner liebenswürdigen Frau, die er eben geheiratet hatte, vom Erdenschauplatz abgerufen wurde.

Der Demagogenriecherei, welche schon vor drei Jahren begonnen hatte, folgte nun auch mit Energie und Erfolg die Demagogenjagd; das Sandsche Verbrechen diente ihr zur vorteilhaften Folie, und die Reaktion gegen das nationale Freiheits- und Einheitsgefühl trat mit vollendeter Schamlosigkeit hervor.

Unserer Partei fehlte es wahrlich nicht an guten Grundlagen, die in den Zuständen und in den Bedürfnissen Deutschlands sowie in den Zusagen und feierlichen Versprechungen seiner Fürsten wurzelten; daß aber dem deutschen Volke in den großen Massen alles politische Bewußtsein abging, daß sogar das Nationalgefühl unter dem Elend der Klein- und Sonderstaaterei bereits rascher wieder abhanden gekommen, als ein paar Jahre vorher erweckt worden war, daß wir also doch nur eine Partei, und zwar der Zahl nach eine ganz kleine Partei bildeten, während uns gegenüber die Gewalt der Fürsten und Höflinge stark und gewappnet aufrechtstand und die größere Gewalt der Philisterei teilnahmlos zusah, das hatten wir weder bedacht noch gewußt, und das sollten wir jetzt zu unserer bitteren, aber heilsamen Enttäuschung erfahren; wir sollten an uns selbst durch das Experiment überzeugt werden, daß hochfliegende Spekulationen und luftige Träumereien wie in Wissenschaft, Kunst und Leben, so auch in der Politik, nie zu einem guten Resultat führen und daß eine verständige, materielle Grundlage zu allen Operationen und Unternehmungen notwendig ist. Es war jene Zeit der erste Schritt zur Bekehrung der nationalen Politik, aus dem Gebiete der Dichtung zur Wirklichkeit.

Freilich, an den einzelnen, so an mir, gelang diese Umwandlung nicht auf einen Schlag.

Zu Anfang der vierten Haftwoche kündigte man mir an, daß ich vorläufig gegen mein Ehrenwort, die Stadt Heidelberg nicht zu verlassen, freigegeben sei. Ein Urteil erhielt ich jetzt nicht und auch nicht später. Die Akten wanderten an die Zentraluntersuchungskommission nach Mainz und werden wohl noch in irgendeinem Archiv schlummern[1]).

7. Die letzte Zeit des Heidelberger Aufenthaltes.

Die Brüder Kekule. Charakteristik

Im Frühjahr 1819 zog mein Freund Wilhelm Kekule in das am Zimmerplatz, gegenüber dem Dappingschen Institut, gelegene Eckhaus, welches ich seit längerer Zeit bewohnte, und brachte zugleich seinen jüngeren Bruder Karl mit. Wir drei zusammen bildeten denn auch bald ein innig verwachsenes Kleeblatt, dessen Einheit nur der Tod zu lösen vermochte.

Es war das ein gar köstliches Leben, welches wir während des Sommers 1819 zusammen führten. Während Wilhelm durch seine unerschöpfliche Geistesenergie, verbunden mit der Universalität seines Wesens, uns in fortwährend angespannter Tätigkeit erhielt, trug Karl das vorher zumeist von mir vertretene poetische Element in reicher Fülle und in schöner, üppiger Form in unseren Kreis; Karl war seiner ganzen Naturanlage nach ein Dichter, und zwar ein Dichter im Schillerschen Stile. Mit einer starken, glühenden Sinnlichkeit verband er jene hohe Sentimentalität, jenen ethischen Willen, welche jede Befleckung fernhalten. Seine Phantasie durchflog kühn alle Sphären menschlicher Gefühle, aber seine Begierden blieben keusch und jungfräulich.

Diese sittliche Reinheit bei dem Vollgefühle männlicher Jugendkraft, dieses tiefe, schöpferische Vermögen der Phantasie, verbunden mit der maßhaltenden Macht der Selbst-

---

[1]) Ein kleiner Teil der Akten befindet sich unter dem Nachlasse meines Großvaters in meinem Besitz. Der größere Teil ist nach einer Mitteilung meines Vetters Dr. von der Nahmer (Köln) im Archiv zu Wiesbaden.

beherrschung, verlieh ihm, wie kindlich er auch sonst erscheinen mochte, einen eigentümlichen Adel. Alles Profane blieb ihm fern, alles Niedrige und Gemeine ihm absolut unnahbar. Er war bei der reichsten Dichterfülle eine reine, eine durchaus vornehme Natur und blieb es unentwegt bis zu seinem Grabe. Die äußere Erscheinung dieses Menschen, der damals, eben 16 Jahre alt, in unseren Kreis trat, war höchst komisch. Er stellte einen ziemlich stattlichen, gesunden Jungen dar, der von intelligentem Gesichtsausdruck, aber von so ungeschickten, tappigen Manieren war, daß er bei seinem etwas rötlich schimmernden Haupthaar sofort den Namen „Doppelfuchs" erhielt. Wo er ging und stand, gab er fast unausgesetzt irgendeine Lächerlichkeit zum besten; bei der ersten Begrüßung ließ er den Hut auf die Erde fallen, beim Willkomm oder Abschied stolperte er die Treppen herauf oder herab, am Teetisch stieß er die Tassen um, beim Tanze trat er den Nachbarn auf die Füße, und dies alles so regelmäßig und mit einer solchen Sicherheit, daß diese Begebenheiten nicht öfter sich ereigneten, als sie von uns allen erwartet und mit homerischem Gelächter begrüßt wurden. Der Unbefangenste und Heiterste dabei war Karl selbst, und er nahm seine eigenen Scherze gerade so, als ob ein anderer sie verfertigt hätte. Freilich gingen sie nicht aus Tölpelhaftigkeit hervor, sondern aus der Tiefe eines in sich und seine Phantasien versunkenen Geistes, aus einer Art poetischen Nachtwandelns, das an der Realität der Dinge sich stößt.

Mit diesem komisch träumerischen, in aller Unschuld sich hingebenden Wesen verband sich nun ein höchst produktives, allzeit bereites, poetisches Talent. Es trug sich jetzt kein irgendwie erhebliches Ereignis mehr in unserem Kreise zu, das nicht sofort besungen worden wäre, und die Verse Karls hatten meistens dichterischen Wert, während sie stets in Form und Sprache ausgezeichnet waren. Daß sie fast ohne Ausnahme ein etwas überschwengliches romantisches Gepräge trugen, wird man dem Zeitalter und den 16 Jahren des jungen Dichters zugute halten.

Karl war überdies ein trefflicher Violinspieler, während sein Bruder Wilhelm, den ich bereits angeführt habe, das Cello zu handhaben wußte. Dies gab denn zu ganz an-

mutigen Unterhaltungen praktischer Natur, besonders zu nächtlichen Ständchen unter den Fenstern seiner Freundinnen Veranlassung, wobei die Gedichte Karls unter Begleitung der Brüder nach bekannten Melodien abgesungen wurden.

Wie er schrieb, so dachte, so fühlte, so sprach er auch. Alles klar und besonnen, wie aus den tiefsten Schächten des Wissens und Erkennens heraufgeholt; alle Gedanken, die ihm von den Lippen strömten, wie von lange her durchdacht, alle Gefühle, die er mit jugendlicher Begeisterung verkündete, geläutert durch den Prüfstein der Reflexion und des sittlichen Willens. Dieser ganze tiefe, gedankenreiche, heilige Ernst seines innersten Wesens aber war verhüllt und übersponnen von dem üppigsten Rankengetriebe seines Humors, der die scharfen Ecken seiner unerbittlichen Logik abschliff und die Enthüllungen seines heißen Gemütslebens in die Gestalt eines Scherzes umwandelte.

Man wird begreifen, was dieser Mensch mir war, wie sein Umgang, der tägliche, fast stündliche Verkehr mit ihm während seines letzten Universitätssemesters auf mich wirkte, und man wird die Liebe, mit welcher ich ihm ergeben war, noch besser fassen, wenn ich hinzufüge, daß dieselbe von meinem Freunde in vollem Maße erwidert wurde. Unsere Seelen hatten bald nicht nur keine Geheimnisse, sondern auch keine Sondergedanken mehr, und unser beiderseitiges Leben in Gegenwart und Zukunft, in Denken und Empfinden, in Tun und Lassen erschien uns als eine organische Einheit. Mein Verhältnis zu Karl Kekule war um diese Zeit ohne wesentliche Bedeutung. Ich erfreute mich seines praktischen Talentes, ergötzte mich an seinem drolligen Wesen und an seinem herrlichen Violinspiel und ließ ihn übrigens, wie die anderen Kameraden, mitlaufen. Eigentlich näher traten wir uns erst nach Wilhelms Tode, und unser dann sich bildendes Herzensbündnis war das Legat unserer tiefen Freundschaft mit dem Verstorbenen.

Am Schlusse meines akademischen Lebens kam ich noch durch eine wunderliche Veranlassung und ganz gegen meine Gesinnungsweise zu einem Duell. Von Berlin war mit Anfang des Sommersemesters 1819 ein stud. jur. Sietze bei uns eingetroffen. Dieser, von philosophisch, christlich-patriotischen Ideen erfüllt, hatte mit elf oder zwölf anderen Burschen

Das letzte Duell

„Antiduell-liga“

kurz zuvor in Berlin, wo er die dort entstandene Burschenschaft hatte mitgründen helfen, die offizielle Erklärung abgegeben, daß das Duell ein vernunftwidriger, unchristlicher Brauch sei und daß er mit seinen zwölf Genossen niemals ein Duell eingehen werde. Er glaubte dies mit um so größerer Sicherheit tun zu können, als er ein anerkannt guter Schläger war, die Freiheitsfeldzüge mitgemacht und wegen bewiesener persönlicher Tapferkeit das Eiserne Kreuz erhalten hatte.

In Berlin schien dieses Programm auch wirklich für eine kurze Zeit imponiert zu haben, in Heidelberg aber nahm die Sache sehr bald eine verkehrte Wendung; Sietze, der mir durch Berliner Freunde empfohlen war, entwickelte mir offen und lebhaft gleich beim ersten Besuch sein System und forderte mich eindringlich auf, mich ihm anzuschließen. „Wie wollt Ihr hoffen," rief er, „die Zeit umzugestalten, das Vaterland freizumachen, solange Ihr selbst in dem alten Sauerteig der Sünde und Unvernunft stecken bleibt? Hier, in Euren nächsten Verhältnissen und Eurer Umgebung zeigt, daß es Euch Ernst ist mit der Wahrheit, mit dem Recht, mit der Befreiung Eurer selbst von der Knechtschaft der Verrücktheit und Erbärmlichkeit. Was der spekulative Geist der Philosophie, was der heilige Geist des Christentums gerichtet hat, das darf bei uns keine Stätte, keine Bemäntelung finden." Der kleine blondhaarige, entschlossene Kerl gefiel mir. Zwar lachte ich ihn aus und versicherte ihn, daß ich mich durchaus nicht berufen fühle, zum Märtyrer einer jeden Albernheit, zum Don Quichotte der Reform zu werden, und daß ich, sicherer als er, den Unsinn des Duellierens vermiede, wenn ich mich anständig und besonnen betrüge, als wenn ich durch eine derartige Erklärung den Skandal provozierte. Bei alledem sei seine Bekanntschaft mir erfreulich, und ich lüde ihn ein, mich recht oft zu besuchen.

So kam es denn, daß Sietze, Wilhelm Kekule und ich eines Tages einen Nachen bestiegen, um die Leistungen eines Schwimmkünstlers im Neckar in Augenschein zu nehmen. Viele andere mit Studenten gefüllte Nachen hatten sich auch eingefunden. Als wir heranruderten, rief eine Stimme uns an: „Fort, mit dem Sch...nachen." Ich lachte und sagte zu Sietze: „Siehe, mein Freund, da haben wir die

Bescherung." Sieße versicherte, ihm sei die Ungezogenheit jener ganz gleichgültig. Kekule aber war anderer Meinung. Ein Mitglied der Burschenschaft, ein alter Genosse von uns, Mandel aus Schlesien, hatte die Beleidigung ausgestoßen und, wie Kekule argumentierte, uns alle drei beleidigt. Er wollte Satisfaktion. Und als das Schwimmfest vorüber war, suchte ich mir den Freund Mandel auf und forderte ihn für mich und Kekule, der sehr entschieden nach den Waffen verlangte, obwohl Mandel die Versicherung gab, daß er weder ihn noch mich mit seinem Schimpfwort habe treffen wollen. Kekule hatte übrigens recht, wenn er gleich bei der ersten Gelegenheit sich von aller Teilnahme an dem Siețeschen Programm fernhielt, und in diesem Sinne und um Kekules willen bestand auch ich auf dem Duell, denn mein Freund bedurfte doch eigentlich in diesem Kampfe eines Gehilfen, der ihm den Weg bahnte, da er selbst zur Führung des Schlägers in Wahrheit ganz unfähig war.

An einem der nächsten Tage trafen wir uns in der Hirschgasse, die ich lange nicht betreten hatte. Ich eröffnete den Tanz. Wir klopften mörderlich aufeinander los, indem ich um Kekules willen ernstlich bemüht war, dem lieben Mandel einen Schmiß aufzuhängen. Aber es wollte nicht glücken. Ich selbst war aus aller Übung der Kunst und konnte nichts mehr als Pauken. Doch hatte ich den Erfolg, meinen Gegner tüchtig warm zu machen; nach sechs Gängen bot sein Sekundant Satisfaktion an, die ich annahm unter der Bedingung, daß auch Kekule nur sechs Gänge zu fechten brauche. So geschah es dann, und ohne Wunden ging das Treffen glücklich zu Ende.

Verfolgung Sießes

Nicht so gut und leicht verlief die Sießesche Streitfrage. Er ward von allen Verbindungen förmlich in Ver.... erklärt. Anfangs ertrug er dies Geschick mit stolzem Gleichmut, nach und nach jedoch siegte die menschliche Natur über dies angenommene System, und es kam zu einer Katastrophe, wie sie von Anfang an zu erwarten stand. Im Kolleg bei Thibaut stößt Sieße einem hinter ihm sitzenden Studenten unglücklicherweise das Tintenfaß um. und, als er sich entschuldigen will, erwidert dieser: „Sie elender Sch...er." Da bricht die so lange verhaltene Leidenschaft bei Sieße los: „Sie sind ein Hundsfott!" ruft er aus.

Bekanntlich appellierte er damit an Pistolen. Da er aber in Verruf stand, stand ihm kommentmäßig kein Appell an die Waffen mehr zu, und er hatte sich selbst durch seine frühere Erklärung außerhalb der Studentengesetze gestellt.

Kaum hat Thibaut den Katheder verlassen, so stürzen die Studenten mit Wutgebrüll über den Geächteten her, man faßt ihn an den Haaren, man reißt ihn zu Boden, und mit Mühe gelingt es Thibaut, der den Lärm gehört hatte, den Unglücklichen für einen Augenblick zu befreien. Dieser rennt nun nach Hause, hinter ihm her die Studentenmeute; in einem Zimmer seiner Behausung wohnt ein junger Dr. jur. Sauth, auch ein Burschenschaftler und guter Freund von mir, ein kleiner, unansehnlicher, aber durchaus treuer und tapferer Mensch. Zu diesem flüchtet sich der Gehetzte. Mit den Worten: „Retten Sie mich, die Studenten wollen mich ermorden!" stürzt er in sein Zimmer. Sauth heißt ihm, sich in eine Ecke zu verstecken, verschließt die Tür und legt ein paar Pistolen auf den Tisch. Sofort kommt der helle Haufen herangestürmt, die Treppe hinauf, nach Sietzens Zimmer, wo sie das Bett durchstechen, und dann, als sie den Verfolgten nicht finden, an die Tür von Sauth. Über der Tür war ein Fenster angebracht. Sie klettern zu diesem herauf und verlangen, daß er öffne. Da bewährt sich der kaltblütige Mut des wackeren Mannes. Er erhebt sich von seinen Arbeiten, die vor ihm ausgebreitet liegen, und sagt: „Meine Herren, wen sie verfolgen, weiß ich nicht, bei mir ist niemand versteckt; meine Tür aber öffne ich Ihnen nicht, und die ersten, die sie gewaltsam erbrechen, schieße ich vor den Kopf." Das half, die Herren besannen sich; inzwischen kamen die Pedellen, und der arme Sietze war gerettet. Zu seiner Sicherheit wurde er in den Karzer gesteckt und ein paar Wochen nachher, auch zu seiner Sicherheit, bei Nacht und Nebel durch den akademischen Senat aus Heidelberg fortgebracht. Die anderen blieben unbehelligt, und der Skandal war weise und glücklich entfernt. Das geschah im Winter 1820, während ich schon in Paris war.

Promotion

Nachdem ich aus der Demagogenhaft entlassen war, meldete ich mich sofort, frohen und stolzen Sinnes, in lateinischem Anschreiben an die Fakultät zum Examen rigorosum, ad summos in medicina et chirurgia arteque obstetricia

capessendos honores. Schelver war zu der Zeit Dekan, und in seinem Hause, ziemlich hoch an der Burgstraße, in einem Zimmer mit herrlicher Aussicht in die Rheinebene, fand das Examen statt. Wenn ich hier den Tag durch im Konklave gesessen, gedacht und geschrieben hatte, dann vergoldete am Abend das Licht der sinkenden Sonne die Wände des Gemaches, und in einem großen Spiegel, der mir gegenüber an der Wand hing, erblickte ich das Dunkelblau der fernen Berge und den prismatischen Farbenglanz des Himmels, der sich darüber wölbte. Die Ausführung der Arbeiten, ohne Ausnahme, gewährte mir die heiterste Befriedigung; mit dem Material der Wissenschaft war ich innig vertraut, und durch meine philosophischen und ästhetischen Studien hatte meine Auffassungsweise und die Art der Darstellung Schwung und Politur bekommen. Wenn die Arbeiten auch nicht überall ganz korrekt waren, so trugen sie doch das Gepräge der Bildung und der Originalität und fanden selbst bei den in spekulativen Fragen strengen Lehrern, wie Tiedemann und Conradi, lebhaften Beifall.

Das mündliche Examen fand gleichfalls in der Wohnung Schelvers statt, mit Zugabe von Wein und Kuchen, gemeinschaftlich mit einem jungen Kollegen Müller aus Elfeld, später Medizinalrat in Wiesbaden, einem sehr fleißigen, etwas trockenen Burschen. Alles verlief auf das heiterste, und wir beide wurden mit dem höchsten Belobigungsprädikate — summa cum laude — entlassen. Am 2. Oktober legten wir den alten hippokratischen Eid auf die akademischen Zepter ab, und nun waren wir Doktoren in optima forma, ausgerüstet mit den schweren Privilegien, unsere zweischneidige Kunst nach bestem Wissen und Gewissen an der kranken Menschheit zu üben.

Mit diesem feierlichen Akte waren die Jahre, welche man vorzugsweise Lehrjahre nennt, für mich beschlossen, wenngleich für den Klugen und Einsichtsvollen die Zeit des Lernens das ganze Leben hindurch fortdauert. Aber die Schulzeit ist mit den Universitätsjahren beendigt, keine Überwachung des Fleißes, keine Zeugnisse der Leistungen finden mehr statt. Der Jüngling streift das letzte Band der Abhängigkeit von sich ab und ist ganz der Selbstbestimmung, der edlen geistigen Freiheit, anheimgegeben.

Abschied von Heidelberg

Den Abschied von Heidelberg fühlte ich um so schwerer, als ich wirklich entschlossen war, zu scheiden, und die Bahn meiner eigentümlichen Entwicklung, frei von allen äußeren Einflüssen, deren Zauber mich zu beengen begann, zu verfolgen. Es war das aber darum keine leichte Aufgabe für mein Gemüt, weil ich einerseits wohl das Vorurteilsvolle und Unpraktische der demagogischen Partei erkannte und abzustreifen bemüht war, andererseits aber mit den großen Zielen derselben vollkommen harmonierte. So hatte ich also wieder einen Kampf der Ideen und Gefühle durchzumachen, der mich erst nach und nach zum Ausgleich und zur richtigen Erkenntnis führte, in dessen bewegten Wogen jedoch eines fest und ungetrübt blieb: die Liebe zu meiner Julie. Das Schicksal oder die Vorsehung, denen ich in meinem Lebenslauf soviel zu verdanken habe, war mir auch hierbei günstig. Es war nämlich noch der Plan meines Vaters gewesen, daß ich nach Vollendung meiner akademischen Lehrjahre mich nach Berlin begeben und dort in größeren Kliniken die letzte Weihe zum praktischen Wirken mir holen solle. Der Oheimpräsident in Wiesbaden, der unablässig in stiller Sorge über mir wachte, richtete gleich nach meiner Verhaftung einen verständigen Brief an mich, nicht ohne milde Vorwürfe und Warnungen wegen des Vorgefallenen und mit der schließlichen Weisung, mich nicht nach Berlin, sondern nach Paris zu begeben. Hier werde ich die alte Verbrüderung nicht wieder finden, und die nassauische Regierung habe ihn auch beauftragt, mir diese Reiseroute vorzuschreiben; nach Berlin werde ich keinen Paß erhalten.

Meinem eigenen Verstande sagte diese Weisung ganz zu, und ich erklärte dies dem braven Oheim, jedoch nicht ohne einige Marquis Posasche Phrasen über die Verblendung der Kabinette gegenüber den edelsten Bestrebungen der deutschen Jugend mit einfließen zu lassen.

Mit diesen Worten war es mir indes voller Ernst, da ich einzusehen glaubte, daß die besonders in Berlin durch Kamptz und Schmalz zum Ausbruch gekommene, gegen den Geist des Jahres 1818 gerichtete, alle nationalen und freiheitlichen Ideen aufs grimmigste bekämpfende Reaktion nicht nur dem deutschen Volke zu Schmach und Schande gereiche,

sondern auch den Trägern dieser Politik, den Fürsten und Räten sicheres Verderben bereite; und ich besaß noch die Naivität, dies einem Manne, dem ich, trotz seiner durchaus loyalen Gesinnung und trotz der hohen Stellung, die er bekleidete, ein unbefangenes, ehrliches Urteil zutraute, mit Nachdruck auszusprechen.

Was der alte Herr von meinen Ansichten gedacht hat, weiß ich nicht. Wahrscheinlich hielt er sie für wohlgemeinte, unpraktische Träumereien. Er hat über dies Kapitel späterhin nie mit mir gesprochen, wohl aber mich unverändert lieb behalten und beschützt.

8. Ein politischer Spitzel in Karlsruhe. Flucht nach Frankenthal. Abreise nach Paris.

So brach ich am 5. Oktober 1819, nachdem auch mein Stadtarrest gelöst war, nach Karlsruhe auf, wo mein Paß von dem badischen Ministerium und der französischen Gesandtschaft visiert werden sollte.

Der Abschied von den Heidelberger Freunden und Freundinnen war sehr bewegt und schmerzlich. Wir alle fühlten die tiefe Bedeutung dieser Trennung, schmerzlicher noch die Zurückbleibenden als ich, der ich zu neuer Tätigkeit berufen, in ungekannte Bahnen, zur umsichtigen, wachsamen Benutzung aller meiner Kräfte mich genötigt fühlte. Mit Blumen und Kränzen geschmückt, beweint und besungen, schied ich aus dem Kreise der Geliebten, die mir samt den Erstlingsblüten und den Gesängen meiner Jugend hiermit entschwanden.

Halt in Karlsruhe

Die Visierung meines Passes in Karlsruhe stieß auf Hindernisse. Ich hatte denselben vorausgeschickt, wurde indes auf dem Polizeiamte auf den folgenden Tag wieder beschieden. Am folgenden Tage hieß es, die Sache sei noch nicht recht klar; man werde mich rufen lassen, sobald die Angelegenheit geordnet sei. Auf meine Frage, woran es denn fehle, erhielt ich keine Antwort.

Unterredung mit Hennehofer

Am 10. Oktober endlich ward ich wieder vor die Polizei beschieden. Ein junger, gut genährter, von geistreicher Lebhaftigkeit und selbstzufriedenem Wohlbehagen glänzender Offizier mit genußsüchtigem Blick und verschmitzt lächelnden

Mienen empfing mich in kordialer Weise. Es entspann sich folgendes Zwiegespräch:

„Es ist mir sehr angenehm, Sie bei mir auf dem Wege nach Paris zu sehen, Herr Doktor; ich bin Leutnant Hennehofer, Adjutant Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs, und gern bereit, Sie möglichst rasch über die Grenze zu befördern."

„Sehr verbunden, Herr Leutnant, auch ich lechze nach dem Augenblick, wo ich den Rubikon überschreiten darf."

„Ah, eine politische Anspielung; vortrefflich, aber gefährlich. Hüten Sie sich, junger Freund, vor der Politik und vor den klassischen Reminiszenzen. Unsere Zeit verlangt nüchterne Auffassung und einen kühlen Verstand."

„Gewiß, Herr Leutnant, doch war der, der über den Rubikon ging, auch ein kaltblütiger Rechenmeister und hatte sich gleichwohl verrechnet."

„Passons là dessus, au nom de ciel, mein lieber Pagenstecher; er fiel unter dem Dolch der Verräter, aber die Verräter, die Dolchträger gingen schmählich zugrunde und braten alle in der Hölle!"

„Nach Dante, der uns das gesagt hat, frieren sie darin; Plutarch, der edelste Schriftsteller der alten Welt, fällt ein günstigeres Urteil über die Retter der römischen Freiheit."

„Glauben Sie ihm nicht, auch er ist ein Schwärmer, ein Idealist wie — nehmen Sie es mir nicht übel — Sie und Ihre Freunde. Ich habe Ihre Untersuchungsakten gelesen. Ich interessiere mich für Sie. Wer hat nicht in seiner Jugend geschwärmt. Ich habe Ihre Akten mit nach Karlsbad [1]) genommen, wo ich bei dem Kongreß attachiert war. Goethe war sehr zutraulich mit mir. Halten Sie was auf Goethe?"

„Wer sollte nicht für Goethe, den Verfasser von ‚Götz' und ‚Faust' begeistert sein?"

„Schon gut, schon gut, aber wissen Sie, was Goethe über Sie und Ihre Genossen sagte?"

---

[1]) Die dort gefaßten Karlsbader Beschlüsse wurden am 20. September 1819 ratifiziert und betrafen die Überwachung der Universität, die Zensur der periodischen Schriften und die Niedersetzung einer Zentraluntersuchungskommission für die demagogischen Umtriebe. Sie wurden erst am 2. April 1848 vom Frankfurter Bundestag aufgehoben.

„Bis jetzt noch nicht."

„‚Diese jungen Leute,' sagte er, ‚sind jeder einzelne ganz brav und gut. Ihr Zusammenhang, ihre Freundschaft ist es, die sie ruiniert.' Sehen Sie, das wollte ich Ihnen mit auf den Weg geben; diese Freundschaften sind Ihr Verderben. Ich habe dergleichen längst aufgegeben. \ Ich hasse die Freundschaft. Sie stutzen; was meinen Sie dazu?"

„Was Sie da sagen — nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich mich offen ausspreche —, hat eine gewisse Wahrheit; aber wie Sie es sagen, dünkt es mir eine Gotteslästerung. Mit der Freundschaft töten Sie auch die Liebe und mit der Liebe den Gott in den Menschen. Wenn Sie aber den Zusammenhang der Parteien gemeint haben, dann gebe ich Ihnen recht. Von diesen möchte ich mit Schiller sagen: Sind sie zum Ganzen vereint, gleich wird ein Dummkopf daraus — oder auch ein Bösewicht, was sie vorziehen."

„Ha! Ha! Ha! Nun, ich gebe Ihnen Zeit, meine und Goethes Worte zu bedenken. Wir haben das Recht und sind nur etwas weiter avanciert als Sie. Apropos, was Ihr Avancement über den Rubikon anbelangt, so müssen Sie sich halt noch ein Bissel gedulden. Es hängt noch an Wiesbaden. Ihre nassauische Regierung hat den Konsens zu Ihrer Reise noch nicht erteilt. Sobald er eintrifft, lassen wir Sie in Frieden fahren. Bis dahin verstreichen noch einige Tage, und es soll mich freuen, wenn Sie mich noch öfter mit Ihrem Besuch beehren würden. Adieu, cher Docteur, au revoir, au revoir."

Das war also einer von den Eingeweihten, von den Großräten vaterländischer Politik, den ich hier gesprochen hatte, ein Erzschelm, woran ich schon damals nicht zweifeln konnte, dessen erhabene Eigenschaften in ihrer ganzen Vollkommenheit aufzudecken indes der Zukunft vorbehalten blieb.

Als ich nach einigen Tagen wieder bei Hennehofer anklopfte, zeigte er sich noch vertraulicher als das erstemal und erkundigte sich teilnehmend nach meinen nächsten Freunden, die er Mann für Mann kannte. Diese Teilnahme erschien mir doch etwas zu plump, und ich führte den Herrn mit passenden Antworten ab, doch ohne ihn merken zu lassen, daß ich seine Absicht durchschaue, denn jetzt fing ich an, ernstlich wegen einer neuen Verhaftung in Sorge zu geraten.

Die Mainzer Untersuchungskommission

Die Mainzer Untersuchungskommission war in vollem Gange. Hunderte von jungen Männern in allen Hauptstädten und Universitäten Deutschlands saßen bereits im Kerker, und wenn ich auch im wahren Sinne des Wortes keiner Verbindung angehört hatte, so mußte ich mir doch sagen, daß unser Verhältnis nahe daran grenzte und daß zwischen unserem Ideenverband und der wirklichen Konspiration eigentlich nur ein kleiner Zwischenraum lag; es war der von der Unbestimmtheit jugendlicher Gedanken zur gut ausgeprägten Tat. Freilich sollte jener unbestimmt formlose Strom von Gedanken und Phantasien junger Leute nicht sowohl Gegenstand polizeilicher Untersuchungen und kriminalistischer Verfolgungen als vielmehr für die besonnenen Staatslenker eine Veranlassung zu allseitiger Verständigung sein.

Daran aber war schon bei der damaligen Lage der Dinge nicht zu denken. Das russisch-österreichische System des Absolutismus hatte alle Kabinette Europas, von Petersburg bis London, von Wien bis Madrid, umsponnen, und in Berlin, der Hauptstadt der freiheitlichen Erhebung, hatte man eben jetzt in nacktester Schamlosigkeit erklärt, daß die Freiheitshelden von 1813, jene Lützower Jäger, jene Körner, Arndt, Jahn, Görres[1]) und wie sie alle heißen, doch nur verkappte Jakobiner seien.

Auch unsererseits war die Verschwörung schwer anzubahnen. Wir hatten uns, da das bescheidenste Maß für Herstellung unserer Hoffnungen und Wünsche, für einheitliche und volkstümliche Zustände unerfüllt blieb, immer entschiedener auf den Boden der Revolution gedrängt gefühlt. Mit dem Augenblick, wo Napoleon aus Deutschland verjagt war, mit der Eröffnung des Wiener Kongresses hatte die vollständige Reaktion, das heißt die Wiederherstellung der gemeinsamen Kabinettsintrigen, der alte diplomatische Länder- und Völkerschacher, die konsequente Verleugnung aller Volksrechte gegenüber den Thronen, die Zurück-

---

[1]) Johannes Joseph v. Görres, geb. 1776 in Koblenz, gab 1814—1816 den „Rheinischen Merkur", als „der fünfte Allierte" bezeichnet, heraus, floh 1819 wegen seiner Schrift „Deutschland und die Revolution" nach der Schweiz und starb 1848 in München.

führung junkerlicher und klerikaler Privilegien, die Befestigung und Erweiterung absolutistischer Herrschaft ihr verderbliches Spiel begonnen. Der Bruch zwischen Vorwärts- und Rückwärtsstrebenden, zwischen Herrschern und Beherrschten, zwischen Legitimität und Liberalismus schien bereits unheilbar, und die Männer, welche durch Denunziationen das Ohr der Herrscher gewonnen und beunruhigt hatten, welche auf diesem schmutzigen Wege eine glänzende Laufbahn sich eröffnet hatten, trugen kein Bedenken, jetzt, nachdem durch die Ermordung Kotzebues ihr Treiben sanktioniert erschien, ihren Triumph auszubeuten und die ihnen feindliche Partei mit aller Rache der Sieger zu vernichten. Wie sie, entgegen den Reformbestrebungen, welche Preußen seit 1807 mit so großem Erfolge eingeschlagen hatte, entgegen den heiligen Zusagen des Königs gegen ihre konsequenten Reaktionsbestrebungen, die Partei des Fortschrittes erst in die Bahn des Widerstandes, dann in die dunklen Pfade der Revolution hineingedrängt hatten, ganz wie dies Spiel auch in Spanien und in Neapel, ja selbst in Frankreich aufgeführt wurde, so brachte ihre Taktik es jetzt mit sich, die prinzipiell von ihnen bekämpften Ideen an den jungen Leuten, welche dieselben in unbesonnener und phantastischer Weise ausgeprägt hatten, mit hartnäckiger und raffinierter Bosheit zu verfolgen.

Dies erwägend, hielt ich mich in Karlsruhe unter der Ägide des Herrn Hennehofer nicht mehr für sicher und beschloß, solange zu verschwinden, bis meine Paßangelegenheit durch den Oheim in Wiesbaden geregelt war.

Flucht nach Frankenthal

Ich brach also am 15. Oktober morgens in aller Stille auf und langte am Abend, bei dunkler Nacht, in Frankenthal an. Hier wurde ich herzlich von Vetter Dapping aufgenommen und expedierte nun sofort ein Schreiben an den Oheim in Wiesbaden, klagte und bat, mir offen zu sagen, ob die nassauische Regierung mich auch für schuldig und polizeilicher Aufsicht bedürftig halte. Ich würde dann ohne weiteres in Wiesbaden vor meiner natürlichen Behörde mich stellen. Wenn man aber dort mich wirklich zur Fortsetzung meiner Studien nach Paris reisen lassen wolle, so möge man mich auch als nassauischen Staatsangehörigen schützen. Nachdem dies geschehen war, brach ich mit Dapping

zu einer Tour ins Hardtgebirge auf, wo eben die ergiebige Weinlese unter Sang und Klang, Maskeraden und Feuerwerken begonnen hatte.

Hier trafen wir es vortrefflich und lebten in anmutigem Versteck und in heiterster, gastfreundlichster Gesellschaft vier bis fünf Tage lang.

Auch des 18. Oktober gedachten wir jüngeren Leute. Auf der Hambacher Ruine, die im Jahre 1831 eine so phantastische Rolle spielte, zündeten wir am Abend ein Feuer an, dem jedoch kein Widerschein entgegenglänzte, und sangen patriotische Lieder.

Abreise nach Paris

Ein paar Tage später kehrte ich mit Dapping nach Frankenthal zurück. Ein Brief des guten Oheims beruhigte mich, indem er die Versicherung enthielt, daß alles geordnet sei und ich getrost nach Karlsruhe zurückkehren solle, um meinen Paß in Empfang zu nehmen. So war es. Herrn Hennehofer bekam ich nicht zu sehen, wohl aber meinen Paß, mit dem ich am 25. Oktober nach Straßburg wohlgemut aufbrach [1]) und von da nach Paris weiterfuhr.

„Ein Mensch, der sich aus dem lebendigen Kreise eines Ortes ablöst, verläßt nicht den letzteren (denn dieser merket keinen Abgang), sondern einen alten Lebenszyklus, den er nun gegen einen neuen umtauscht; unterwegs ist er ledig, einsam und nichts."

(Jean Paul, Briefe.)

---

[1]) Elf Jahre später, auf einer Reise durch Frankenthal, traf ich in einer dortigen Gesellschaft einen Herrn, der mir als Maire von Weißenburg im Elsaß vorgestellt wurde. Als derselbe meinen Namen hörte, rief er aus: „Mein Gott, Ihr Name ist mir von lange her bekannt, und ich habe ihn seiner Seltsamkeit wegen im Gedächtnis behalten. Haben Sie nicht vor etwa zehn Jahren eine Reise nach Paris machen wollen? Nun gut, damals wurde mir Ihr Steckbrief von Paris aus zugeschickt mit dem Auftrag, auf Sie zu vigilieren und Sie in dem Falle, daß Sie ohne Paß über die Grenze zu schleichen suchten, sofort nach Karlsruhe auszuliefern. Ich dachte mir gleich, das ist einer von den verfolgten Studenten, und gab den Steckbrief gar nicht an die Gendarmerie ab."

Wort- und Sachregister.

Ammon, von (Burschenschaftler, 65.
Anklage wegen Beteiligung an Sands Verbrechen 123.
Antikensaal, Mannheimer 46.
Arndt 50. 138.

Beer, Geheimrat 80.
Beulwitz, von 39.
Below, Frau Generalin von 99.
Böhm, Frau von 113.
Boerhave 21.
Boisserée 16.
— Sammlung 113.
Broussais 22.
Brown 22.
Burschenschaft, deutsche 48.
Buttenschön 75.
Buttenschön und Sands Brief 120.

Carové 56.
Cerevisia 89.
Chelius 80. 102. 104.
Chirurgische Klinik 104.
Christoph, der heilige (Gemälde) [115.
Cleß 32. 33.
Conradi 19. 20. 45. 65. 80. 102. 119. 133.
Creuzer 19.
Cronenberg, Tagung in C. 79. 82.
Cuvier 19.
Czekely von Stradonitz 99.

Dante 136.
Darmstädter Galerie 113.
Daub 18.
Deutschjünger 48.
Dittenberger 122.
Dittmar 65.
Dom zu Speyer 74.
Dombois 48.
Dreckapotheke, Paulinische 95.
Dunzinger 90.

Eichholz, von 61, 64.
Eickhof 65.
Eigenbrodt 43. 89. 97.
Elder 89.
Ernst, Herzog von Schwaben 112.
Eyck, van, Maler 115.

Fauth 132.
Fichte 50. 56.
Firks, von 50.
Fohr 38. 40.
Follen, Adolf 37. 38. 40. 50. 87.
— Karl 37. 48. 54. 83. 87. 88.
— Paul 37.
Forster, Jakob 75.
Fouquet 66.
Franck, Peter 21.
Frank 65.
Frankenthal, Hospital in 76.
Fries 56.
Fries, Ernst, Maler 114.
„Frische Stimmen freier Jugend“ 87.

Gagern, Fritz von 44.
— Heinrich von 42. 43.
— Vater 43.
Gmelin 19. 66. 113.
Görres 138.
Goethe 67. 136.
Goldener Hecht 110.
Gynäkologische Klinik 107.

Hämerling 115.
Hagenmeister 65.
Hahnemann 22.
Hambacher Ruine 140.
Hammer 39.
Harnier, von 65. 125. 126.
Hegel 18. 56. 58. 65. 75.
Helveter, Korps 49.
Hennehofer 135. 136. 139.

Henrici 71. 72.
Herder 67.
Hölzerlips 110.
Hofmann, Heinrich 28. 56.
Holsteiner, Korps 28. 49.
Hompesch, Graf 65. 70.
Hostmann 48.
Hübsch, Postmeister 71.
Huth, Medizinalrat in Darmstadt 43.

Jahn 138.
Jung (Burschenschaftler) 39.
Jung, Friedrich August 93.

Kahl, Bäckermeister, Vater 55. 86.
— Karl 55. 87. 88.
Karlsbader Beschlüsse 136.
Kayser 56.
Kekule, Karl 98. 127. 129.
— Vater 98.
— Wilhelm 97. 100. 127. 130.
Keller 114.
Kienstrop 42.
Kieser 36.
Kleist, von 63.
Kobbe, von 89.
Körner 50. 130.
Kotzebue 116. 117. 139.
Kretschmar 39.
Krings 63. 71. 110. 125.
Krüdener, Frau von 94.
Kurländer, Korps 28. 49.

Lette 65. 75.
Lexington 88.
Löhning 65.
Lönemann, Professor in Göttingen 79.
Luden 36.

Magnetismus Schelvers 24.
Mainzer Untersuchungskommission 127. 138.
Mandel 131.
Marx 29, 64. 67. 88. 91. 120. 121.
May, Geheimrat 107.
Medizinische Klinik 102.
Melsheimer 65.
Missolunghi 88.
Mühlenfels, von 39.
Müller, Franz 120. 123.
Muncke 66.

Nägele 102. 107.
Nassauer, Korps 49.
Neuburg 65.
Novalis 67.

Ohlenschlager 65.
Oken 36. 122.
Orth 100.

Pagenstecher, Inspektor in Rimbach 71.
— Pfarrer in Reichenbach 73.
— Geh. Regierungsrat in Wiesbaden 79. 85. 134. 139.
— Regierungsrat 85.
Pape, von 39. 50.
Paul, Jean 16. 67. 93.
Paulus, Professor 19.
Pfeister 31. 33.
Pfister, Dr., Stadtdirektor 110.

Rademacher 26.
Ravaillac 118.
Reinhart, Fräulein 113.
Rheinländer, Korps 49.
Römerzeit in Speyer 73.
Rottmann, Karl 114.

Sand 117. 118.
Sietze 129. 131.
Schadt aus Neuwied 65. 79.
Scharnhorst 50.
Schelling 23.
Schellings Naturphilosophie 22.
Schelver 19. 22. 45. 65. 77. 93. 133.
Schenkendorf 50.
Schiller 67. 137.
Schlegel 67. 117.
Schleiermacher 56.
Schlesinger 114.
Schultheiß 32. 34.
Schwab 110.
Schwaben, Korps 49.
Shakespeare 16. 67.
Snell 48.
Sonsberg, von 104.
Speyerer Zeitung 75. 120.

Stein, Freiherr vom 50.
Studentenschaft, Einteilung der Heidelberger 49.
Sturdza 117.
Sydenham 21.

Tassos befreites Jerusalem 41.
Tasso von Goethe 111.
Teutonen 36.
Tieck 67. 117.
Tiedemann 19. 20. 45. 65. 80. 106. 113. 121. 122. 133.
Thibaut 18. 52. 131.
Tiefenbach 121.

Uhden aus Berlin 89.
Uhland 57. 67. 112.
Unbedingten, die 54.

Vandalen, Korps 49.
Voß, Heinrich 16.

Wächter 32. 33.
Wagner, von 62.
Walther 39.
Wartburgfest 119.
Weidig 48. 56.
Welcker 65.
Wenzel 88.
Westphalen, Korps 49.
Winter, Maly 112.
— Vater 87. 112.
Wintergerst 113.
Wippermann 69.
Wippert 39.
Wolfarth 76.

Zachariä 18.
Zais 65. 75. 79.
Zimmermann, Geheimrat 98.